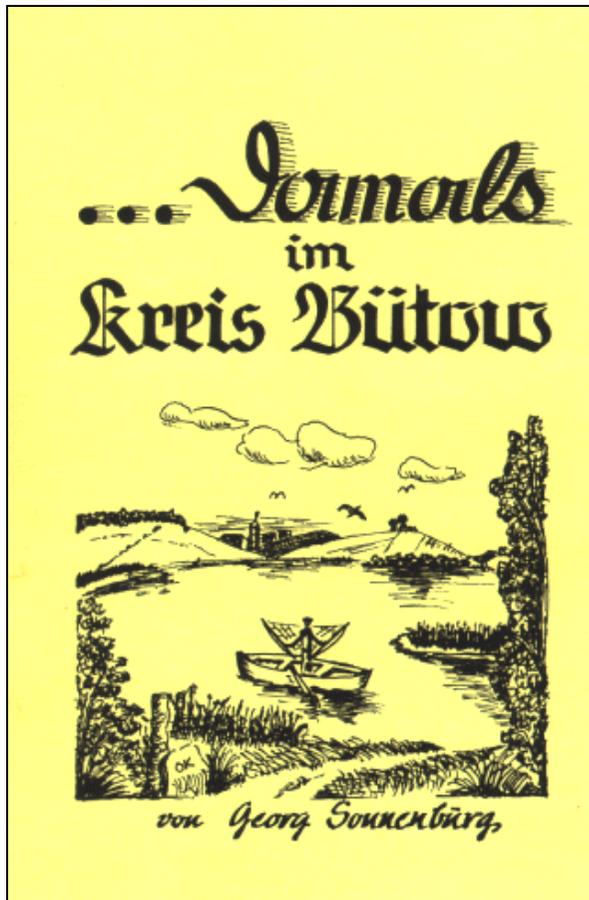


Damals im Kreis Bütow

von

Georg Sonnenburg



Herausgegeben vom Magistrat der Stadt Frankenberg (Eder)

aus Anlaß des 16. Patenschaftstreffens vom 23.-26.08.1991

Inhaltsverzeichnis

(Seiten-Nr. der Vorlage)

Titel	Seite
Vorwort	
Die Senfkatz	1
Das Schweinerennen	6
Die schwimmende Insel	16
Die Schatzgräber	26
Unterm Fenster	34
Der gestörte Frühschoppen	43
Eine seltsame Wette	50
Das Bad im Dorfteich	55
Das neue Motorrad	63
Drei Salven für Harras	71
Sommernachtsball in Sepnitz	75
Der Mondzauber	85
Der Totengräber	92
Der Geisterhund vom Gillingsee	101
Willem, der Eroberer	109
Die Saujagd	117
Das Geschenk des lieben Gottes	124
Bildanhang	

Inhalt (Seiten-Nr hier):

DIE SENFKATZE	4
DAS SCHWEINERENNEN.....	5
DIE SCHWIMMENDE INSEL	8
DIE SCHATZGRÄBER.....	12
UNTERM FENSTER.....	14
DER GESTÖRTE FRÜHSCHOPPEN.....	17
EINE SELTSAME WETTE.....	19
DAS BAD IM DORFTEICH.....	20
DAS NEUE MOTORRAD	23
DREI SALVEN FÜR HARRAS	25
SOMMERNACHTSBALL IN SEPNITZ.....	26
DER MONDZAUBER	29
DER TOTENGRÄBER	32
DER GEISTERHUND VOM GILLINGSEE.....	35
WILLEM, DER EROBERER.....	37
DIE SAUJAGD.....	39
DAS GESCHENK DES LIEBEN GOTTES.....	41

Liebe Bütowerinnen, liebe Bütower,

anlässlich des 12. Patenschaftstreffens im Jahre 1983 konnte die Stadt Frankenberg die von Ihrem leider all zu früh verstorbenen Landsmann Hans-Joachim Heß mit viel Liebe zusammengestellte Broschüre "Bütowsche Vertellkes" als Patengeschenk überreichen.

Der Vorsitzende des Heimatkreises Bütow, mein Amtsvorgänger und der Verfasser hofften in ihren Vorworten, daß das Aufgeschriebene eine Erinnerung an die unvergessene Heimat sein sollte. Der weitere Wunsch war, Heiteres und Besinnliches vor dem Vergessen zu bewahren. Zugleich sollte es aber auch eine Anregung sein, aus der eigenen Erinnerung weitere Geschichten, Erlebtes und Erzähltes aufzuschreiben, die "Vertellkes" also fortzuschreiben.

Ihr Landsmann, Herr Georg Sonnenburg, hat in lebendiger und humorvoller Weise weitere Begebenheiten aufgeschrieben, die sich in Ihrer Bütower Heimat zugetragen haben. Ihre Patenstadt Frankenberg freut sich, daß sie allen zum diesjährigen 16. Patenschaftstreffen unter dem Titel "Damals im Kreis Bütow" als Patengeschenk weitere lustige Geschichten in Buchform übergeben kann. Für die Anregung danke ich dem Heimatkreis Bütow, besonders aber dem Erzähler, Herrn Georg Sonnenburg.

Das diesjährige Patenschaftstreffen ist das erste Wiedersehen der Bütower mit ihren Paten nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten und nach der Unterzeichnung des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages. Es ist nicht Aufgabe eines Vorwortes für die Bütower Geschichten, zu diesen umwälzenden weltpolitischen Ereignissen Stellung zu nehmen. Hierzu geben die zahlreichen Veranstaltungen anlässlich des diesjährigen Treffens Anlaß genug.

Mir verbleibt zunächst, Ihnen viel Spaß bei der Lektüre des Erzählbandes "Damals im Kreis Bütow" und schöne Tage in Frankenberg zu wünschen und Ihnen ein herzliches Willkommen zuzurufen.

Frankenberg (Eder), im August 1991

Helmut Eichenlaub

Bürgermeister der Stadt Frankenberg (Eder)

Allen Bütowern ein herzliches Willkommen!

Freundschaft ist nicht nur ein wertvolles Geschenk, sondern eine dauernde Aufgabe.

Ich freue mich daher besonders, Sie auch in diesem Jahr wieder so zahlreich begrüßen zu können. Es ist für unsere Mitbürger ein besonderes Ereignis, wenn viele hundert Bütower aus allen Teilen der Bundesrepublik und einigen Nachbarländern den südlichen Teil unseres schönen Landkreises besuchen kommen.

Für den Landkreis Waldeck-Frankenberg heiße ich Sie alle zum 16. Patenschaftstreffen herzlich willkommen. Besonders freue ich mich natürlich über den Besuch der Bütower Landsleute aus den neuen Bundesländern.

In den 30 Jahren der Patenschaft zwischen den Kreisen Bütow und Waldeck-Frankenberg, sowie den Städten Bütow und Frankenberg (Eder), ist echte Freundschaft gewachsen, haben die vielen persönlichen Kontakte eine besondere Verbundenheit entstehen lassen.

Heimat ist dort, wo Menschen sich in gegenseitiger Achtung bemühen, friedlich zusammenzuleben, wo persönliche Freiheit und Entfaltung erlaubt ist. Und natürlich ist Heimat auch immer eine Angelegenheit des Herzens.

Vielleicht ist es uns Waldeck-Frankenbergern möglich, den pommerschen Landsleuten ein kleines Stück dieses für sie verlorenen hohen Gutes in unserer Mitte wiederzugeben.

Von ganzem Herzen hoffe ich, daß Sie sich auch in diesem Jahr in unserem Landkreis wieder geborgen fühlen und daß die zahlreichen Veranstaltungen Ihnen viel Wiedersehensfreude bescheren.

Korbach, im August 1991

Dr. Dr. Horst Bökemeier

Landrat

Liebe Bütower,

im Namen des Heimatkreistages Bütow und des Heimatkreis Bütow e. V. begrüße ich Sie zu unserem 16. Patenschaftstreffen in Frankenberg.

Seit unserem letzten Treffen 1989 hat sich vieles in unserem Lande verändert.

Es sind Veränderungen, die uns schmerzlich getroffen haben, andere, die uns mit Freude erfüllt haben. Erstmals können alle Landsleute aus den Gebieten östlich der Elbe teilnehmen, ohne Repressalien nach der Rückkehr befürchten zu müssen. Wir begrüßen diese Landsleute aus den neuen Bundesländern besonders herzlich, wie auch die aus unserer Bütower Heimat.

Zwischen dem Patenkreis Waldeck-Frankenberg und der polnischen Kommunalverwaltung in Bütow wurden erste Kontakte aufgenommen, die eine Annäherung und eine Verbesserung der Beziehungen auch zwischen den deutschen Bütowern und den polnischen Bewohnern unserer Heimat zum Ziel haben. Derartige "Kleine Schritte" sind sicher eine nicht unwesentliche Voraussetzung auf dem Weg zu einem Europa, von dem wir erwarten, daß Nationalstaaten ihre frühere trennende Bedeutung verlieren. Diesem Ziel zu dienen, wollen wir uns nicht verschließen.

Das Waldecker Land und die Stadt Frankenberg sind für uns Bütower zu einem Stück Heimat geworden, hierher kehren wir gerne immer wieder zurück, besonders in den Tagen der Patenschaftstreffen, die für uns zu einem Treffen unserer großen Bütower Familie geworden sind.

Mögen diese Tage wieder für Sie alle Tage schöner Erinnerung und der Wiedersehensfreude sein, voller Vertrauen in die Zukunft.

Dem Patenkreis und der Patenstadt gilt unserer besonderer Dank für die unverminderte Beständigkeit und für das Engagement für diese Patenschaft. Dank allen, die durch ihren Einsatz uns Bütowern diese erlebnisreichen Tage ermöglichen.

Berlin, im August 1991

Kurt Zielke

Vorsitzender

Liebe Bütower!

Als der Heimatkreisausschuß Bütow um meine Zustimmung für den Abdruck meiner in der "Pommerschen Zeitung" erschienenen Geschichten zwecks Begrüßungsgabe beim Treffen in Frankenberg 1991 bat, da erteilte ich diese um so freudiger, als mich in dieser Hinsicht schon zahlreiche Leserinnen und Leser angesprochen hatten.

Alle Geschichten haben sich vor dem Kriege wirklich in den genannten Ortschaften zugetragen und wurden damals viel belacht. Es mag sein, daß seinerzeit einiges ausgeschmückt wurde, wie das ja vorkommen soll.

Wenn die meisten Begebenheiten in Grünenwalde (bis 1938 Lupowske) bzw. in dem nur zwei Kilometer entfernten Bresinke handeln, dann hat das seinen Grund darin, weil ich aus letzterem Ort stamme. In Grünenwalde (knapp hundert Einwohner) und Bresinke (rund fünfzig Einwohner) kannte naturgemäß jeder jeden genau, und so nimmt es nicht wunder, wenn aus damaliger Sicht ungewöhnliche Begebenheiten ausgiebig die Runde machten.

Dem Heimatkreisausschuß sei an dieser Stelle herzlich dafür gedankt, daß er die lustigen Geschichten auf diese Weise vor dem Vergessen bewahrt. Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünsche ich nun gute Unterhaltung und ein stetes Erinnern an "Damals, im Kreis Bütow".

Lörrach, im August 1990

Georg Sonnenburg

Die Senfkatze

S. 1-5

Sie saßen in der Gaststätte Erdmann in Neukrug zusammen und machten sich blauen Dunst vor. Am lautesten krakeelte Förster Senkel, der wie immer, das große Wort führte. Revierförster Borraß warf nur dann und wann mit seiner Baßstimme ein Wort ein, das wie Donner grollte. Den beiden trinkfesten Grünröcken gegenüber saß ihr pensionierter Kollege Ferch, ehemals Hegemeister, der schweigend zuhörte. An den Nebentischen drängten sich Waldarbeiter aus Jassewo, Eisenbahner vom nahen Bahnhof und ein paar Bauern aus Lupowske und Pomeiske. Draußen herrschte ein richtiges Sauwetter, und der Novembersturm ließ den Regen nur so gegen die Fensterscheiben prasseln. Es war ein Wetter, bei dem man gern zusammenrückt und ein wärmendes Glas Grog oder ein Klarer guttut.

Senkel hatte gerade die schon oft erzählte Geschichte vom Hauptschwein Gottlieb am Wickel, das sage und schreibe aufgebrochen vier Zentner auf die Waage gebracht hätte, als die Tür aufsprang und ein Fremder in die Gaststube trat. Er größte flüchtig und setzte sich allein an einen Tisch, wo er sein Abendbrot verzehrte und ein Bier dazu trank. Niemand kümmerte sich weiter um ihn, denn jetzt wer der Revierförster mit einem Jagderlebnis an der Reihe und alles hing an seinen Lippen. Nur der Wirt musterte verstohlen den fremden Gast, der ein auffallendes Interesse an seiner jungen Katze hatte, die ein possierliches Tier war, schneeweiß bis auf ein rabenschwarzes Ohr, und die schnurrend zwischen den Tischen hin- und herlief. Erdmann war ein neugieriger Mensch, und so verfolgte er bei seiner Zapfätigkeit mit wachsendem Befremden, daß der Unbekannte das Kätzchen nicht aus den Augen ließ. Endlich ging er an den Tisch und fragte den Fremden: "Ist was Besonderes an dem Kreet?" "O ja, Herr Wirt", entgegnete der Gast mit einem geheimnisvollen Gesicht, "Sie besitzen eine Katze, die selten und deshalb sehr wertvoll ist." "Meine Katze wertvoll?" Erdmann riß vor Staunen den Mund weit auf. "Ja, es ist so", versicherte der Gast und setzte bewußt vernehmlich hinzu: "Von diesen Katzen gibt's immer nur wenige Exemplare." "Nur wenige Exemplare... ?" echote Erdmann. "Ja", bestätigte der Gast lautstark, damit es alle hörten, "nur wenige!" Wie erwartet, war man an den Nebentischen aufmerksam geworden. Borraß hatte seinen Bericht unterbrochen und sah stirnrundelnd herüber. "Die Katze soll wertvoll sein?" Senkel schüttelte zweifelnd den Kopf. "Ja, weil es eine Senfkatze ist", nickte der Fremde. "Eine Senfkatze?!" kam es ungläubig von allen Tischen zugleich. "Eine Senfkatze!" bestätigte der Fremde energisch. "Und was hat es mit dieser - dieser Senfkatze auf sich?" forschte Erdmann begierig. "Dieses

reizende Tierchen frißt am liebsten Senf"" antwortete der Gast. "Es ist regelrecht verrückt darauf und läßt dafür alles andere stehen." "Donnerwetter!" Senkel wechselte mit Ferch einen schnellen Blick. "Es ist aber soll," erklärte der Fremde ruhig. "Nee, dat glöw ick nich", brummte Bauer Herrmann aus Klein-Pomeiske skeptisch. "Ick uck nich!" pflichtete ihm Polzins Paul aus Lupowske bei. Auch die Försterrunde machte bedenkliche Gesichter. Erdmann vermutete eine Falle und meinte listig: "Ich gehe jede Wette ein, daß meine Katze lieber Milch als Mostrich frißt." "Mostrich oder Senf, das ist dasselbe", entgegnete der Gast gemütlich, "auf jeden Fall zieht sie das Zeug allem anderen vor." "Die Wette gilt", sagte Erdmann, der ein gutes Geschäft witterte. "Ich stelle dem Tier jetzt eine Untertasse mit Milch und eine mit Senf hin, dann werden wir ja sehen. Wenn Sie gewinnen, dann haben Sie Essen und Trinken gratis ... " "Und wenn Sie gewinnen - hier sind zehn Mark." Der Fremde legte einen Schein auf den Tisch.

In der Runde herrschte atemloses Schweigen, als der Wirt die beiden gefüllten Gefäße auf die Dielen stellte und das Kätzchen herbeilockte. Das Tierchen wandte sich erwartungsgemäß dem Milchteller zu und wollte gerade zu schlecken anfangen, als der Fremde ihm gemein einen Teelöffel Senf unter das hochehobene Schwänzchen klatschte. Die Katze fuhr erschrocken herum und begann sogleich, sich das brennende Gewürz abzulecken. Im selben Augenblick erscholl an den Tischen ein so brüllendes Gelächter, daß die Katze erschrocken unter einen Stuhl sprang und dort ihre Reinigungstätigkeit fortsetzte. Das Milchtellerchen blieb unbeachtet stehen. Während sich die Männer immer noch vor Lachen die Bäuche hielten, räumte der Wirt mit süßsaurem Gesicht ein, daß er die Wette verloren habe. Er nahm sich vor, künftig bei Wetten vorsichtiger zu sein.

An einem der Tische saß ein Bäuerlein namens Golik, das in einem Abbau von Pomeiske wohnte und die Szene mit großem Interesse verfolgt hatte. Dieser Mensch, ein Unnosel von Natur, ein sogenannter Dreibastiger, beschloß noch an Ort und Stelle, bei passender Gelegenheit auf leichte Weise an Bargeld heranzukommen, das bei ihm stets knapp war.

Schon eine Woche später kehrte er abends in Kleschinz im Dorfkrug bei Frau Stecker ein. Dort lief zu seiner Enttäuschung zwar keine Katze im Schankraum herum, aber der Jagdaufseher aus Karlsfelde hockte an einem Tisch beim Bier, und zu seinen Füßen lag sein unvermeidlicher Teckel Walde. "Tier bleibt Tier" dachte Golik und ließ den Dackel nicht mehr aus den Augen. Es dauerte gar nicht lange, da fragte der Jagdaufseher barsch: "Was gaffen Sie denn andauernd meinen Hund an?" "Sie ham da einen ganz

besonderen Hund, Herr Förster"" entgegnete Golik mit verschlagenem Grinsen.

"Von diese Hund' jibt's nich viel." "Nana!" widersprach der Nimrod, "nu machen Sie ma'n Punkt. Selten sind Dackel ja nun gerade nicht." "Vielleicht wissen Se's noch gar nich, Herr Förster", erwiderte Golik eifrig, "aber Se haben 'n Senfhund." "Einen was?!" Es riß den Grünrock beinahe vom Stuhl. Aller Augen waren plötzlich auf den Dackel Waldi gerichtet, aber man fand nichts Besonderes an ihm, außer, daß er auf dem rechten Hinterlauf hinkte. "Ihr Dackel is'n Senfhund, Herr Förster", wiederholte Golik ungeduldig. "Reden Sie doch kein Blech, Mensch!" brauste der Grünrock auf. "Wollen mich wohl verkackern, was?" "Nee, will ich nich", widersprach der Bauer, "aber ich wett mit Sie, daß Ihr Dackel am liebsten Senf fressen tut." "Blödsinn!" raunzte der Jagdaufseher. Aber dann kam ihm ein Gedanke und er rief: "Frau Wirtin, bringen Sie mal'n nicht angewärmtes Würstchen, aber schnell." Als Frau Stecker ihm den Wunsch erfüllt hatte, sagte er zu Golik: "Nehmen Sie schon Ihren Senfpott, Mann, jetzt werden wir es ja sehen!" Golik nickte erfreut; er war sich seiner Sache sicher. Diesem überheblichen Kerl würde er es zeigen. "Ich wett' um zehn Mark", erklärte er und legte einen Schein auf den Tisch. Der Grünrock zögerte eine Sekunde, denn der Einsatz erschien ihm reichlich hoch, aber dann nickte er und sagte: "Komm, Waldi!" und warf dem Hund die Bockwurst zu. Der schnappte danach und begann schweifwedelnd zu fressen. Im nächsten Moment schlich Golik, dieser Luntrus, heimtückisch an den Dackel heran und klatschte ihm eine gehörige Portion Senf unter den freundlich wedelnden Schwanz. Waldi zuckte zwar merklich zusammen, aber er ließ die köstliche Bockwurst nicht fahren, sondern rutschte mit dem Hinterteil auf den Dielen herum, dabei mit mächtigen Bissen den Leckerbissen verschlingend. Den brennenden Senf wischte er bei seiner "Schlittenfahrt" ab und leckte sich dann das Maul, seinen Herrn nach einem neuen Würstchen angierend.

Golik saß wie vom Donner gerührt da, während um ihn herum die Gaststube vor Lachen dröhnte, denn die Gäste hatten seine tückische Absicht durchschaut. Jetzt war er nicht nur der geprellte, sondern auch der Blamierte, und das verkräftete er nicht so schnell.

Während der Förster seinen Dackel streichelte, bezahlte Golik zähneknirschend die verlorene Wette und verließ unter dem Hohngelächter der anderen fluchtartig das Lokal. Von Wetten hatte er für den Rest seines Lebens genug.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 13.12.1986]

Das Schweinerennen

S.6-15

Den Grafen Woldemar plagten schwere Sorgen. Als ein Mann, der mit beiden Beinen im Leben stand und der allem Schönen zugewandt war, hatte er es immer verstanden, aus jeder Situation das Beste zu machen. Selten war es vorgekommen, daß ihn ein Ereignis verstimmt hatte, aber noch niemals hatte jemand erlebt, daß ihn etwas vollkommen aus der Bahn geworfen hatte. Und genau das war jetzt passiert; für alle unfaßbar, weil unglaublich und sogar für den Grafen selbst von so einschneidender Erkenntnis, daß ihn dies Tag und Nacht peinigte und ihn sogar um seinen gesunden Schlaf brachte, um den ihn seine Gemahlin Mechthild ein gemeinsames Leben lang beneidet hatte. Schlimmer wog beinahe noch, daß ihm Essen und Trinken nicht mehr schmeckten, denn der Graf gehörte, seinem Naturell entsprechend, zu jenen Menschen, bei denen die leiblichen Genüsse mit fortschreitendem Alter einen zunehmend höheren Stellenwert einnehmen. Ein rundlicher Schmerbauch zeigte dies deutlich, und eine Rotweinnase gab davon Kunde, daß er auch kein Abstinenzler war.

Niemand beschreibt die Enttäuschung der Mamsell, wenn die besten Leckerbissen, die sie für ihn aus Küche und Keller heraufholen ließ, kaum angerührt auf dem silbernen Tablett zurückgebracht wurden. Nicht anders erging es dem schon recht betagten Diener Heinrich, der seinem Herrn allabendlich eine Flasche Rotspon im Jagdzimmer servierte, und die dann, nicht wie sonst üblich bis zur Neige geleert, am nächsten Morgen noch halbvoll dastand. Im Gegensatz aber zur Mamsell, die mit rotgeweiteten Augen die übriggelassenen Köstlichkeiten verdrossen an die Hunde verfütterte und die untröstlich war, nahm Diener Heinrich das restliche Getränk, durchweg Tröpfchen bester Jahrgänge und Lagen von Rhein und Mosel, mit auf sein Zimmer unter dem Dach des Schlosses und prostete dort vergnügt seinem Spiegelbild zu, nach jedem Schluck in eine ausgelasseneren Stimmung geratend.

Gräfin Mechthild drang vergebens in ihren Gemahl, was ihn bedrückte, denn Woldemar hüllte sich in beharrliches Schweigen und reagierte höchstens gereizt und abweisend, wenn ihm ihre Fragerei auf die Nerven ging. Nein, mit seinem Problem, das ihm die Lebensfreude gehörig vergällte, mußte er schon selbst fertig werden, da konnte ihm keiner helfen.

Angefangen hatte das Ganze in "Mundt's Hotel" in Stolp im Herrenzimmer, jenem getäfelten Raum, in dem sich alles traf, was in Hinterpommern Rang und Namen hatte. In dieses Heiligtum alten Landadels hatte sich der Rest-

gutsbesitzer Radtke eingeschlichen, ein aufgeblasener Fatzke, ein Gernegroß, der alles daransetzte, von den Rittergutsbesitzern als einer der ihren anerkannt zu werden. Wenn man einmal davon absah, daß ein Mensch, der mit Ach und Krach 350 Morgen sein eigen nennt und der deshalb eine eigene Jagd haben darf, noch längst kein richtiger Gutsbesitzer ist (unter 1 000 Morgen war da in Pommern nichts zu machen!), haperte es - und dies vor allem - mit dem Namen. Schlicht und ergreifend Radtke - das ging beim besten Willen nicht! Hätte wenigstens noch ein "von" davor gestanden, aber so ... ?!

Radtkes Paul, dieser Luntrus, hatte sich irgendwie in besagtes Herrenzimmer Einlaß verschafft und darin, wie es seiner großmäuligen Art entsprach, so gleich das große Wort geführt. Zuerst hatten sich die Herren nur mit deutlichem Befremden angesehen, bis dem Besitzer von Jerschwitz, der von seinen Leuten immer noch mit "Herr Landrat" tituliert wurde, weil er vor Jahren mal ein solcher gewesen war, der Geduldsfaden riß und er sehr deutlich geworden war. Anstatt nun aber "Leine zu ziehen" oder sich wenigstens zurückzuhalten, hatte Radtke noch einen Schoppen Wein bestellt und danach aufmüpfig weitergequasselt. Vor allem hatte er sein Reitpferd, den schon reichlich betagten Wallach Isidor, über den grünen Klee gelobt und allen -weiszumachen versucht, daß er der beste Renner weit und breit sei.

Solcher Frevel hatte dem Grafen Woldemar, einem sonst ruhigen und bedächtigen Mann, regelrecht die Galle Überlaufen lassen, denn er kannte den Klepper des Restgutsbesitzers genau, an dessen vorstehenden Hüftknochen man bequem einen Hut anhängen konnte, und außerdem verachtete er nichts mehr als Prahlerei. So hatte er, vor Zorn buchstäblich von allen guten Geistern verlassen, heftig ausgerufen: "Daß ich nicht lache! Da sind ja meine Borstenviecher noch schneller als Ihre milde Mähre!"

Darauf war es sekundenlang totenstill gewesen im hinterpommerschen Heiligtum und die Augen aller Herren waren mit hämischer Genugtuung auf Radtke gerichtet gewesen, dem das Kinn verdächtig herunterhing und der den Grafen wie eine Erscheinung anstierte. Endlich schien er sich aber von dem Hieb erholt zu haben, denn er trank seinen Wein auf einen Zug leer, stand auf, reckte sich zu voller Größe und erklärte kurz und knapp: "Ich nehme die Wette an, Herr Graf. Das weitere werden Sie von mir noch hören." Damit war er hochehobenen Hauptes aus dem hehren Raum gegangen.

Seitdem waren vier Wochen vergangen, in denen Radtke den Grafen hatte wissen lassen, daß er zu jedem geeigneten Zeitpunkt und Ort bereit sei, das Rennen auszutragen. Daß die Wette galt, war damit perfekt, aber wie sie

ausgetragen werden und welche Modalitäten dabei gelten sollten, das raubte Graf Woldemar die Seelenruhe. Wenn man die Dinge bei Licht betrachtete, dann lagen die Ursachen für diese Misere weit zurück, und zwar bei demjenigen, der daran schuld war, daß es das Restgut Dombrowo überhaupt gab, das vermaledeite Restgut und seinen Besitzer Radtke, diesen krummen Hund. Traurig war allerdings dabei, daß diese Erkenntnis Graf Waldemar auch nicht aus der Patsche half, denn der Sündenbock, ehemals Besitzer des Ritterguts Groß Nossin, weilte längst nicht mehr unter den Lebenden. Er hatte sich sozusagen in die ewigen Jagdgründe abgesetzt. Dabei hatte dieser edle Herr um die Jahrhundertwende als Offizier bei den Totenkopfusaren in Danzig-Langfuhr ein gar lustiges Leben geführt und erst viel zu spät festgestellt, daß seine lockeren Ausgaben die Einnahmen des gewaltigen Besitzes erheblich überstiegen. Sein Motto war übrigens geraume Zeit der vielbelachte Spruch "Alter Wein und junge Weiber sind die besten Zeitvertreiber" gewesen. Zu Anfang hatte er noch aus der Not eine Tugend gemacht und versucht, durch Holzschlag und -verkauf aus seinen riesigen Waldungen zwischen Stolpe und Lupow die drückenden Verbindlichkeiten, die allmählich lästig wurden, abzudecken. In der Nähe der damaligen Schäferei Bresinke, unweit der weißen Moore, hatte er mitten im Wald hastig eine Sägemühle bauen lassen, die Tag und Nacht gearbeitet hatte und das mittels Pferden auf Loren herangekarrte Langholz zu Brettern und Balken schnitt, die andere Fuhrwerke zum gerade erst fertiggestellten Bahnhof Jassener See gebracht und dort verladen hatten. Schon bald hatte sich aber gezeigt, daß es mit dem Holzeinschlag allein nicht getan war, und weil die Gläubiger drängten und ständig neue Wechsel fällig wurden, hatte der geplagte Husar Ländereien abstoßen müssen und so sein Rittergut von stolzen 28 000 Morgen auf 2 000 Morgen verkleinert.

Diesem Umstand also verdankte der seltsame Radtke seinen mickrigen Besitz, und demselben Umstand verdankte Graf Woldemar seinen Kummer, der ihn überhaupt nicht mehr ruhen und rasten ließ "Radtke!" Wo immer Woldemar ging und stand, hatte er nichts anderes als diesen Menschen und seine niederträchtige Wette im Sinn, dabei bewußt übersehend, daß er selbst seine Misere verschuldet hatte.

Am schlimmsten peinigte den Grafen, daß er niemanden hatte, dem er sein Herz ausschütten konnte. Gräfin Mechthild hätte ihm, wie alle Frauen an ihrer Stelle.- bitterste Vorwürfe gemacht, und die Nachbarn wären mit Spott und Hohn über ihn hergefallen. Da letztlich jeder Mensch aber jemanden braucht, dem er sein Herz ausschütten kann, weil geteiltes Leid bekanntlich halbes Leid ist, vertraute sich Woldemar bei einer Ausfahrt auf seinen Feldern am

Jassener See entlang seinem Kutscher an, der ohnehin für ihn so etwas wie ein Vertrauter war, weil der einfache Mann schweigen konnte wie ein Grab. Bujacks Otto hörte seinem Herrn stumm zu und sagte zu dessen Enttäuschung auch dann nichts, als dieser geendet hatte. Daß er über eine Lösung krampfhaft nachdachte, verriet Kundigen allerdings sein stoßweiser Atem, den er immer dann ertönen ließ, wenn sich seine Gedanken stark mit etwas beschäftigten.

Bujacks Otto war nicht nur herrschaftlicher Kutscher auf dem gräflichen Rittergut Jassen, sondern er tat sich auch noch auf dem Gebiet der Viehheilkunde hervor. Zu kranken Kühen oder Pferden gerufen, pflegte er zuerst vorn, danach auch hinten tief Einblick in die geplagte Kreatur zu nehmen, hinten allerdings meist länger als vorne, um danach eine meist treffende Diagnose zu stellen. Versagte seine Kunst jedoch, dann war die Stunde von Albrechts Max gekommen, der von Herrmannshof eilends herbeigeholt wurde und das Vieh besprechen mußte. Erst wenn der auch nichts ausrichten konnte, wurde der Tierarzt gerufen. Was Wunder, daß dessen Hilfe fast immer zu spät kam, sein Ansehen darunter aber verständlicherweise litt und sein Erscheinen schließlich mit dem Krepieren des Viehs gleichgesetzt wurde.

Entgegen Graf Woldemars Annahme wußte Bujacks Otto allerdings schon nach ein paar Tagen Rat; in der vertrackten Geschichte mit dem ungleichen Rennen und fuhr mit seinem Herrn zur Schweinemeisterei, die ungefähr zwei Kilometer vom Gut entfernt gelegen war. Dort zeigte er dem Grafen eine Rotte langbeiniger, auffallend dürrer Läuferschweine, auch Pölke genannt, deren Anblick allein dem Gutsbesitzer regelrecht Angstschweiß ausbrechen ließ. Dies nicht zuletzt deshalb, weil nämlich er selbst für die Anschaffung der neuen Schweinesorte verantwortlich zeichnete. Seine Miene hellte sich aber deutlich auf, als ihm Bujack einen verwegenen Plan entwickelte, der darin bestand, die Windhunden stark ähnelnden Borstentiere ab sofort auf dem Gut zu füttern und sie anschließend zur Schweinemeisterei zurückzutreiben. "Wenn wir das paarmal jemacht haben, Herr Graf, denn soll'n Se ma sehn, wie die abhauen tun", schloß er seinen Bericht und sah seinen Herrn mit hintergründigem Grinsen an. "Mann, da haben Sie aber wirklich das Ei des Kolumbus gefunden!" stieß Graf Woldemar erleichtert hervor und gab augenblicklich Weisung, entsprechend Bujacks Plan zu verfahren.

Von jetzt ab sah er beinahe täglich zu, wenn die Schweine freigelassen wurden und quietschend und grunzend in Richtung Futterstätte davonrannten. Daß sie die Strecke in zunehmend kürzerer Zeit zurücklegten, stimmte den Grafen hoffnungsvoll und ließ ihn zuversichtlich in die Zukunft blicken. Ihm

schmeckte auf einmal auch das Essen wieder, was die Mamsell froh stimmte, und auch der Wein, was den Diener traurig stimmte, weil der jetzt keinen Dömmerschoppen erlesener Tropfen mehr trinken konnte.

Und dann war der große Tag herangekommen, und eine beachtliche Herrenrunde hatte sich auf Einladung des Grafen bei der Schweinemeisterei eingefunden. Alle harrten voller Spannung der Dinge, die da kommen sollten, hatte Woldemar doch dafür gesorgt, daß das ungleiche Wettrennen landauf, landab bekanntgeworden war, nachdem er gewiß war, mit seiner Schweineherde den Sieg zu erringen. Immerhin hatten die hageren Borstentiere die Strecke von genau 2 300 Metern zwischen Gut und Schweinemeisterei zuletzt in geradezu olympiaverdächtig Zeit zurückgelegt.

Bevor das Rennen losging, hielt Woldemar eine kurze Rede über die ungeheure Bedeutung der Wette und setzte in eigener Machtvollkommenheit 300,00 Reichsmark für den Gewinner fest. Das vernahm Radtke vom Rücken seines alten Wallachs herunter mit wohlgefälligem Kopfnicken. Das Geld würde er gut gebrauchen können, weil ihm Blattwanzen beinahe die ganze Wrukenernnte vernichtet hatten. Am eigenen Sieg hatte er nicht die geringsten Zweifel. Er war sich seiner Sache dermaßen sicher, daß er für die grunzenden Schweine, die unruhig hin und her liefen, keinen einzigen Blick übrig hatte. Dabei wäre es besser gewesen, das zu tun, weil er dann vielleicht mit etwas mehr Vorsicht an den Start gegangen wäre. Aber wer glaubt schon daran, daß Schweine bessere Läufer sind als Pferde? Sie vielleicht? Nein? Ich auch nicht!

Auf ein Zeichen des Grafen galoppierten seine Nachbarn v. Natzmer-Jerske-witz und v. Schwerdtner-Pomeiske voraus zur Futterstelle, wo sie auf die Ankömmlinge warten und den Sieger bestimmen sollten. Als sie nicht mehr zu sehen waren, rief der Graf mit markiger Stimme: "Auf die Plätze! Fertig - loos!" Im selben Augenblick, als Radtke seinem Gaul die Zügel freigab, ratterte hinter ihm das Gatter hoch und von einer Sekunde zur anderen umringte ihn eine grunzende, schnaubende, quiekende und tobende Schweinemeute, die um das Roß herumwimmelte und es nicht einen einzigen Schritt vorankommen ließ. Isidor stieg angstvoll wiehernd auf der Hinterhand hoch und Radtke hatte alle Mühe, von dem scheuenden Tier nicht abgeworfen zu werden. Als er den Gaul endlich wieder in der Hand hatte, sah er die Schweineherde in beträchtlicher Entfernung schemenhaft in einer dichten Staubwolke davonjagen. Kutscher Bulack sah ihnen ebenfalls nach und ein verschmitztes Lächeln umspielte seinen Mund; schließlich war er es ja gewesen, der dem Schweinemeister eingeschärft hatte, das Borstenvieh schon seit

zwei Tagen nicht mehr zu füttern, so daß der nagende Hunger es beinahe rasend gemacht hatte. Während Radtke seinem Wallach die Sporen in die Seiten haute und losgaloppierte, half Bujack seinem Herrn gemächlich in die Kutsche und zockelte sonder Eile den Weg entlang, den die ungleichen Renner vor ihnen genommen hatten.

Am Ziel trafen sie auf eine grunzende Schweineherde, die sich mit fröhlich geringelten Schwänzen um den wohlverdienten Fraß balgte und die nicht das geringste davon ahnte, welchen aufsehenerregenden Sieg mit Längen sie gerade für ihren Besitzer errungen hatte. Daneben hockte mit versteinertem Gesicht der Restgutsbesitzer, der fortwährend den Kopf schüttelte und aus dessen Augen Fassungslosigkeit sprach. "Gratuliere zum Sieg, Graf!" rief ihnen der "Landrat" entgegen.

Der Graf stieg befriedigt aus seiner Kutsche und stiefelte gemessen zu seinen Schweinen, die sich die Eichel und Bucheckern schmecken ließen. Er kratzte der Leitsau dankbar hinter dem Ohr und sah anschließend zu Radtke hinüber, der sein Unglück immer noch nicht fassen konnte. Der verfehlte Sieg und der damit verbundene Gesichtsverlust trafen ihn beinahe noch härter als die verlorenen 300,00 Mark, eine Summe, die für ihn keine Kleinigkeit war. Hätte er sich auf diese Wette doch nur nicht eingelassen! Aber hinterher ist man meistens klüger als vorher.

Während Graf Woldemar mit seinen Freunden zum Schloß ging, um mit ihnen gebührend den Sieg zu feiern, ritt Radtke als gebrochener Mann nach Dombrowo zurück. Die Wettsumme mußte er so oder so aufbringen, denn Wettschulden sind Ehrensulden. Zum Schluß bleibt festzuhalten, daß er im Herrenzimmer von "Mundt's Hotel" zeit seines Lebens nicht wieder gesehen wurde. Und genau das hatte Graf Woldemar ja mit seiner Wette erreichen wollen.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 2.7.1987 (Titel: "Laufen Schweine schneller als Pferde?")]

Die schwimmende Insel

S.16-25

Die Hiobsbotschaft durcheilte zu Pfingsten das Dorf, und sie rief wie immer bei solcher Kunde Unruhe, Mitgefühl und Bestürzung hervor. Polzins Paul nagelte gerade die obligatorischen Birkenzweige an seine Haustür, als ihn die

Schreckensnachricht erreichte. Ihm fiel der Hammer aus der erstarrten Hand auf einen Fuß, und er schloß sich mit schmerzverzerrtem Gesicht humpelnd all denen an, die mit verstörten Leidensmienen die Dorfstraße bevölkerten. An der Spitze des ständig an Zahl zunehmenden Zuges ging die olle Koschniksche mit ihrer Busenfreundin Stoyschen. Die beiden Frauen gaben nach Art altrömischer Klageweiber herzzerreißende Töne von sich, die nach und nach, als sie heiser geworden waren, nichts Menschliches mehr an sich hatten.

Und zweifellos war es entsetzlich, was das Dorf Grünewalde, idyllisch am Ufer des Jassener Sees gelegen, so jäh aus der Pflingstruhe geschreckt hatte. In der Herrgottsfrühe des Sonntags hatte die olle Schrödersche an ihrer Seite das unbenutzte Bett ihres Emil entdeckt und daraus folgerichtig auf einen Unglücksfall geschlossen, der ihm beim Angeln zugestoßen sein mußte. Sie hatte flugs ihrer Nachbarin Koschnik die gruselige Botschaft überbracht, daß ihr Mann Emil nach Lage der Dinge ertrunken sei, und diese war sofort mit der Neuigkeit losgestürzt und hatte sie von Haus zu Haus verbreitet, da sie ihr buchstäblich unter den Nägeln brannte. Nun wurde Schröders Emil Leiche zwar noch vermißt, aber es war schon öfter vorgekommen, daß Ertrunkene erst mehrere Tage nach dem Unglück angeschwemmt worden waren. Wahrscheinlich wurde es in diesem Fall auch so sein.

Schuld an seinem unerwarteten Ableben hatte der olle Schröder natürlich selbst, denn wer sich in Gefahr begibt, kommt darin bekanntlich um. Hatte der Mensch doch einen wunderschönen See vor der Haustür, sogar den größten im Kreisgebiet mit allen möglichen Fischarten darin, aber wer nun gedacht hat, er hätte darin seine anglerische Erfüllung gefunden, der irrt sich ganz gewaltig. Vor einer Reihe von Jahren hatte Emil nämlich den Poponk entdeckt, einen einsam in den Wäldern bei Schottowske gelegenen kleinen See und ihn sofort ins Herz geschlossen. Dabei war der Poponk eigentlich bloß ein Seechen, ein Zwerg unter den vielen anderen Gewässern in der Umgebung. Er lag, von beachtlichen Hügeln umgeben, still und unheimlich da. Da er ringsum von hohen Bäumen umstanden war, kräuselte nur selten mal ein Lufthauch seine Oberfläche. Die Hänge fielen steil zum Wasser ab und tauchten ebenso steil im schwarzen Wasser unter. Das war wohl auch der Grund dafür, daß über seine Tiefe nur gemutmaßt wurde, weil es nämlich keiner genau wußte. So gingen die Schätzungen von zwanzig Metern bis "grundlos", und allein der Gedanke daran, im Poponk zu ertrinken, rief Schaudern hervor. Merkwürdigerweise hat jeder Mensch Angst vor tiefen Gewässern, dabei reichen doch zwei Meter im allgemeinen vollkommen aus. Aber so ist das nun mal.

Der unheimliche Poponk hatte also den alten Schröder regelrecht magisch angezogen, denn er verbrachte dort, seit er sich aufs Altenteil zurückgezogen hatte, buchstäblich jede freie Minute. Dabei war der kleine See alles andere als fischreich. Er beherbergte bloß ein paar dunkelgefärbte Plötzen und Barsche.- letztere zwar reichlich, doch degenerierte kleine Dinger, die treffend "Muttkes" genannt werden. Wahrscheinlich war es auch mehr die Fangweise der Fischchen, die es dem alten Mann angetan hatte. Er bevorzugte für seinen Ansitz mit der Angel nämlich die einzige Insel im See, die aus Torfmoos bestand und auf der drei winzige Kiefern wuchsen, denen er die Namen Thomas, Wilhelm und Erasmus gegeben hatte. Das Inselchen war gerade groß genug, um einen Menschen zu tragen, ohne daß es unterging. Und es war eine jener seltenen schwimmenden Inseln, die sich mal an dem und mal am anderen Ufer befinden. Bedingt durch vorherrschende Westwinde lag das Inselchen meist am Ostufer des Poponks, und nur wenn beige Ostwinde in die tiefe Schlucht druckten, schwamm es gelegentlich auch zum gegenüberliegenden Westufer hinüber.

Mitten in diese Insel hatte der olle Schröder mit einem ausgedienten Sensenblatt ein viereckiges Loch geschnitten, durch das er, genau wie beim Eisangeln, Haken nebst Schnur in die schwarze Tiefe gleiten ließ und so seine Barsche fing. Bei diesem Tun senkte sich das Torfmoos um ihn herum zuweilen bedenklich, und er hockte auf seinem selbstgebastelten Feldstuhl nicht selten beinahe bis zu den Knien im Wasser, was ihn aber nicht ängstlich machte.

Angst hatte auch gar nicht zu seinem Wesen gepaßt, denn er war ein Mann aus einem Guß. Noch heute höre ich es rascheln, wenn er sommertags unbeirrt stur durch trockene Disteln ging und dabei keinen Muskel in seinem schnauzbärtigen Gesicht verzog. Oder wenn er beim ersten Frost mit bloßen Füßen über vertrocknete Kiefernschuschken schritt, daß es nur so knirschte und prasselte, während wir Kinder schon beim ersten zaghaften Schritt heulend und zähneknirschend von einem Bein aufs andere sprangen. Und dieser wackere Mann, sozusagen ein Ritter ohne Furcht und Tadel, sollte nun elendig im "grundlosen" Poponk "versoffen" sein. Wahrhaftig, es schauderte einen allein schon beim Gedanken daran. Womöglich hatte er sich sogar noch unter der schwimmenden Insel "verhakert" und würde niemals gefunden werden; gleichfalls ein Gedanke, der nicht zum lieblichen Pflingstfest paßte und der auch nicht besonders froh machte.

Der erste im Dorf, der nicht bloß heulte und lamentierte, sondern der etwas tat, war Bachers Werner, ein ziemlich kleinwüchsiger junger Mann, dessen Spitzname deshalb auch "Dackel" war. Er rannte gemeinsam mit seinem Brunder Arno zum Sportplatz und hißte dort die Reichskriegsflagge aus der

Kaiserzeit. Wie sich's bei einem alten Soldaten gehört, wenn er das Zeitliche gesegnet hat, wurde sie halbmast gesetzt. Schließlich war der olle Schröder als Kassenwart im Kriegerverein eine bedeutende Persönlichkeit gewesen.

Dieses Treiben der Gebrüder Bacher rief Lehrer Bewersdorff auf den Plan, der die frevelhafte Tat durch sein Küchenfenster beobachtete, wo er gerade am reichgedeckten Tisch ein weichgekochtes Ei verspeiste. Er sprang auf, rief seiner Frau im Hinauseilen unverständliche Worte zu, und erreichte genau in dem Augenblick den Sportplatz, als Werner und Arno "Augen Front zur Flagge" machten. Der sonst bierruhige Pädagoge geriet beim Anblick der Banausen in kaum beschreibbaren Zorn und beendete den Spuk von einem Augenblick zum anderen auf seine Weise. Damit war die Verunglimpfung wertvoller militärischer Tradition jäh zu Ende.

Im Dorf hatte sich die aufgeregte Menge mit den beiden Klageweibern an der Spitze unterdessen der Post genähert, wo der Posthalter Hermann aus seiner Lieblingsbeschäftigung aufgeschreckt wurde. Diese bestand darin, daß er, wenn er Langeweile hatte, imaginäre Ferngespräche führte. Verständlicherweise war er wenig davon erbaut, beim Lieblingsspiel an den Telefonstricken, dieser lustvollen Tätigkeit, gestört zu werden. Und das ausgerechnet auch noch am heiligen Pfingstmorgen! Als er dann aber den Grund für den Menschenauflauf erfuhr, schloß er sich nicht nur sofort an, sondern entschied als Halb-Beamter auch spontan und souverän: "Dat mutt wi glicks Lehmann segge." Vor Aufregung hatte er sogar Platt gesprochen, was er sich sonst als unfein abgewöhnt hatte. "Dat wi do nich all selwst umm kome sind...", murmelte Polzin und senkte schuldbewußt den Kopf. Dann aber trabte er in dem berühmten Schweinsgalopp zum Hof des Bürgermeisters, der gegenüber der Franzoseninsel ein Stück außerhalb des Dorfes lag, und rief schon von weitem keuchend: "De ull Schröder is versope!" Bürgermeister Lehmann saß an weißlackiertem Tisch auf weißlackiertem Stuhl unter einer der gewaltigen blühenden Linden, die sein Haus umstanden, und schälte gerade einen jener kostbaren Apfel aus China, die im Volksmund auch Apfelsinen geheißen werden. Dabei kämpfte er angestrengt und sichtlich mit dem Wasser, das ihm im Vorgesmack auf den prickelnden Genuß reichlich hinter seinen vergilbten Zähnen zusammengelaufen war. Er sah nur kurz und mit deutlichem Mißfallen auf und behandelte den aufgeregten Polzin im übrigen so, als sei er gar nicht vorhanden. Hier muß erwähnt werden, daß es gerade die Tätigkeit des Apfelsinenschälens war, die das bereits angelehnte Dorfoberhaupt in geradezu unbeschreiblicher Weise stimulierte. Davon hatte die Gemeinde schon verschiedentlich profitiert, denn sowohl die Idee mit der Jugendherberge am See als auch der Gedanke mit dem Tieferlegen der

Viehdrift an der Post, die die bis dahin üblichen Frühjahrsüberschwemmungen endgültig der Vergangenheit angehören ließ, waren ihm beim Apfelsinenschälen gekommen. Dies und noch manches andere verdankten seine ahnungslosen Mitbürger dem Apfel aus China, und mittlerweile löste Lehmann sogar alle auftretenden Probleme beim Schälen dieser Früchte. So betrachtet, versteht es sich von selbst, daß er diese Prozedur möglichst ausdehnte, denn gut' Ding braucht bekanntlich Weil'.

Unter diesem Gesichtspunkt wird verständlich, daß der Bürgermeister von seinem Tun erst dann aufblickte, als Polzin die Schreckensbotschaft ungeduldig wiederholt hatte. Lehmann begann daraufhin noch emsiger zu schalen, obwohl es schon gar nichts mehr zu schälen gab, aber es kam darauf an, die plötzlich wie Bienen durch seinen Kopf summenden Gedanken zu ordnen, abzuwägen und zu präzisieren. Als das geschehen war, steckte er endlich ein Stück der köstlichen Frucht, nach der es ihn schon die ganze Zeit geijbber hatte, in den Mund. "So, so, Emil is versope", meinte er und setzte auf hochdeutsch hinzu: "Da muß denn ja wohl was jetan werden." Ihm stand die herbe Entsagung auf die Lieblingsspeise deutlich ins Gesicht geschrieben, als er den Rest der Apfelsine auf den Tisch legte und aufstand. "Versoffen is er also, der alle Schröder", wiederholte er in tiefen Gedanken, als er Polzin zurück zum Dorf begleitete.

Dort begegneten sie als erstem dem Stellmacher Potratz, der mit seinem Fahrrad aus dem Nachbardorf gekommen war und auf wer weiß was für eine Weise vom Tod des alten Schröder erfahren hatte. Er debattierte gerade ziemlich lautstark mit Frau Ventzki, einer Bauersfrau mit einer bemerkenswerten Vorliebe für Fremdwörter, die sie jedoch entweder am falschen Ort gebrauchte, falsch aussprach oder beides zugleich. " ... wenn ma dat so hört", zeterte sie, "denn macht ein'n det ganz arvös. Nee, nee".. fuhr sie fort, "dat is doch viel zu resikant, Herr Potratz. Und denn so'n teures Sarg - Se sind wohl nich ganz romal, wat ... ? "

Der Stellmacher wurde unter dem durchdringenden Blick der Bäuerin immer kleiner, denn er hatte die unglückliche Witwe tatsächlich übervorteilen wollen. Begerows Paul aus Bresinke, der daneben stand, brummelte denn auch kopfschüttelnd: "Dei ull Schabrack hätt ja ma wedder 'n grot Mul, aber so chanz unrecht hätt se nich. Dat is ober uck einer, diss Potratz..." Dann schloß er sich den beider Ankömmlingen an und berichtete im Weitergehen, daß der Stellmacher der armen Witwe einen Eichensarg hatte andrehen wollen, wo es doch einer aus Fichtenholz genauso getan hätte und dazu noch viel billiger war. "Ober Ventzksche hätt't emm jewe", schloß er befriedigt. "Zufällig hat se mal recht", pflichtete Lehmann ihm bei.

"Ma soll das Fell des Bären nicht verteilen, bevor ma ihn hat", nickte Polzin. Und weil ihm dieser Vergleich selbst wenig angemessen vorkam, versuchte er abzuschwächen und sagte: "Ma kann den Sarg erst zumachen, wenn die Leich' drin is." Als Mitglied des Gemeinderats hielt er es mit dem Bürgermeister und redete hochdeutsch.

Vor der Post verharrte noch immer gestikulierend, brabbelnd, durcheinanderredend und weinend die Menge, die inzwischen auch das letzte Dorfmitglied aufgesogen hatte - mit einziger Ausnahme der Witwe, die in der Aufregung nicht nur vergessen, sondern mit ihrem Schmerz auch alleingelassen worden war. Als die drei Männer mit dem Bürgermeister an der Spitze um die Ecke bogen, senkte sich Totenstille herab. Und dann ging es buchstäblich Schlag auf Schlag, weil Bürgermeister Lehmann aus Erfahrung wußte, was zu tun war. Schon kurze Zeit später rumpelte ein von zwei Rappen gezogener Wagen aus dem Ort, auf dessen Leitern sich sämtliche männliche Dorfbewohner festhielten (soweit sie schon lange Hosen trugen), darauf lag allerlei Gerät, wie es zur Bergung einer Wasserleiche benötigt wird. Post-Hermann saß als einziger mit bedrucktem Gesicht dabei, denn die Witwe Schröder hatte es abgelehnt, per Telegramm vom Ableben ihres Mannes Kunde zu geben. "Irst mutt ji emm ma finde", hatte sie gejammert und damit dem Posthalter alle Freude genommen, der nichts lieber tat, als Telegramme durchzugeben, wobei er sich als Herr über Leben und Tod fühlte.

Der Weg führte zuerst nach Bresinke*, wo sich alle Männer des kleinen Dorfes spontan der Rettungsaktion anschlossen. Und weil nicht alle auf dem Leiterwagen Platz fanden, spannte Brauns Albert kurzentschlossen seine Schekken an und fuhr mit. In der Birkenallee begegnete ihnen Kollaths Karl aus Waldliebe, der mit seinen Nachbarn Marotzen Muffel und Kiesels Otto einen Pflingstausflug machte. Auch sie schlossen sich kurzerhand an, als sie das Unglück vernahmen. Als sich die beiden Leiterwagen durch Schottowske bewegten, schwangen sich von dort Greunke, Zube und Kaiser hinauf, und danach mochten Schlottke und Nemitz auch nicht beiseite stehen und fuhren gleichfalls mit. Beim Aufsteigen verhedderte sich Nemitz' langer Bart in einer Runghalterung, so daß es um ein Haar noch ein Unglück gegeben hätte. Bei den Schottowsker Wiesen bog der wegekundige Braun in den kaum erkennbaren Waldweg zum Poponk ein, und von jetzt ab schlugen die Herzen der Männer schneller und ihre Spannung wuchs mit jeder Sekunde.

*Bresinke, Kreis Stolp, 0,9 km von der Kreisgrenze. Die Bewohner fühlten sich mehr zu Bütow gehörend.

Und dann lag das schwarze Gewässer endlich vor ihnen, und mittendrin schwamm die kleine Torfmoorinsel, und auf dieser Insel - aller Herzen schlugen einen rasenden Wirbel - hockte zwischen den Kusseln Wilhelm und Erasmus, vollkommen in sich zusammengesunken, der olle Schröder auf seinem Klappstuhl. Sein Kopf hing mit geschlossenen Augen auf der Brust, der Tod, so schien es, hatte ihn bei seiner Lieblingstätigkeit an seinem Lieblingsort überrascht, gemeinsam mit einer Anzahl kleiner Barsche, die um ihn herum lagen. Seine Füße waren vom Wasser bedeckt, denn die kleine Insel hatte sich um ihn herum verdächtig abgesenkt.

Wieder war es Lehmann, der die Situation folgerichtig erfaßte und die notwendigen Anweisungen gab. Eine Pickhacke flog an langer Leine auf die Insel, hakte sich dort fest und wurde unter lautem "Hauruck" mitsamt dem winzigen Eiland herangezogen. Das von den Hängen als lautes Echo zurückgeworfene Geschrei ließ den mutmaßlichen Toten den Kopf heben. Er blickte sich sichtlich erstaunt um und rief verwundert: "Wat mok ji hier?! Nee, sowat ober uck! Soveel Lüd hätt de ull Poponk sin Lewdag noch nich seine!" Nachdenklich fügte er hinzu: "Do bin ick doch richtig inschlope west... "

Die erste Bestürzung der Rettungsmannschaft wich, alsbald folgten Freude und Heiterkeit, besonders dann, als Schröder berichtete, daß seine Insel von einer Gewitterbö abgetrieben und in der gleich wieder einsetzenden Windstille ein Stück vom Ufer entfernt stehengeblieben sei. Als Nichtschwimmer habe er dasitzen und weiterangeln müssen, ob er wollte oder nicht, sogar noch nach Anbruch der Nacht. Endlich sei er aber wohl eingeschlafen. Das "Tamtam", das um ihn gemacht worden sei, könne er gar nicht begreifen, "wiel de Insel jo irgendwann doch mol weder an't Ufer kome deit". Er freute sich dennoch über den Begrüßungsschluck, den ihm Begerows Paul zur Erweckung der Lebensgeister "unwiel hüt Pingstre is" spendierte.

Und so kam in Grünwalde und Bresinke zu Pflingsten, dem lieblichen Fest, doch noch alles ins rechte Lot, und Schröders Augustes Tränen verwandelten sich beim Anblick ihres springlebendigen Gatten in Freudenzähren. Lange Gesichter machten allerdings Stellmacher Potratz und Post-Hertmann. Der eine, weil er um den Verkauf des Eichensargs gekommen war und der andere, weil es ihm nicht vergönnt gewesen, wieder mal ein bißchen den Herrgott zu spielen.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 21.5.1987 (Titel: "Pflingsten, Idas liebliches Fest")]

Die Schatzgräber

S.26-33

Der Frühlingstag war genau so schön wie das Gesicht einer jungen Frau. Schon früh am Morgen lachte der Sonnenball vom makellos blauen Himmel, an dem ganze Scharen von Schwalben auf der Jagd nach Insekten hin- und herschossen. Im nahen Wald schmetterten Buchfink und Singdrossel um die Nette, über dem Hochmoor meckerten die Himmelsziegen und von den weißen Mooren drang das Trompeten der Kraniche herüber, die dort Hochzeit feierten. Alle Kreatur freute sich des Lebens und Heinrichs Emil auch.

Er zog schon seit aller Herrgottsfrühe Furche um Furche über den Acker, und als die Bauern aufs Feld fuhren, da hatte er schon ein ansehnliches Stück umgepflügt. Weil das nicht gerade oft vorkam, machten sie dazu ganz runde Augen. Kein Wunder also, daß Emil lustig und guter Dinge war und vor lauter Freude ein Liedchen vor sich hintirilierte. Jawohl, er tirilierte das Liedchen vor sich hin, denn singen konnte er nicht, weil er total unmusikalisch war. Sein Liedchen verschreckte denn auch die beiden Nebelkrähen, die eben noch emsig in der Furche hinter ihm Engerlinge, Drahtwürmer und andere Leckerbissen aufgelesen hatten und beäugten ihn nun mißtrauisch von der alten Eiche am Feldrand herunter mit schief gehaltenen Köpfen. Solcherart Lautäußerungen hatten sie in ihrem ganzen Krähenleben noch nicht vernommen.

Emil schritt hinter seinen beiden abgerackerten Zossen her, beide Hände an den Pflugholmen und tirilierte unbeirrt weiter. Auf der einsamen Feldmark fühlte sich außer den beiden Krähen niemand gestört, und das war gut so, weil sonst leicht jemand hätte denken können, er hätte schon zu dieser frühen Stunde wieder "einen genascht". Daß er nämlich öfter mal "einen naschte", das wußte im Ort jedes Kind. Und tatsächlich hatte er an diesem lauen Morgen schon wieder eine knappe Handbreite aus der Flasche genuckelt, die gutgetarnt im Kaddikbusch oben am Feldrand stand.

Da gab es auf einmal ein Knirschen und Krachen, der Pflug schnellte mit einem Satz aus der Erde und die erschrocken vorpreschenden Pferde rissen Emil so heftig mit, daß er längelang auf den Boden schlug und an der über den Rücken hängenden Leine ein ganzes Stück mitgezogen wurde. Als er das Gespann endlich zum Stehen gebracht und sich aufgerappelt hatte, wischte er sich den Sand aus dem Gesicht und fluchte halblaut vor sich hin. Seine Hochstimmung war jäh verfliegen, und er drohte mit dem Peitschenstiel wütend zu den Krähen hinüber, die sein Mißgeschick mit höhnischem Krächzen begleitet hatten.

Endlich zoppte er die Pferde an der Leine zurück und setzte den Pflug dort, wieder ein, wo er aus dem Boden gesprungen war. Da er aus Erfahrung wußte, daß er auf einen der vielen Eiszeitfindlinge gestoßen war, ließ er die Gäule jetzt langsam antreten. Am oberen Feldrand hielt er aber erst mal an, ließ die Tiere grasen und eilte mit großen Schritten zum Kaddikbusch. Dort sah er sich zuerst wie ein Dieb noch allen Seiten um, ehe er sich den verdienten Schluck genehmigte. Zuvor rieb er aber noch den Korken quietschend am Flaschenhals hin und her, was seine Vorfreude auf den Trunk stets erheblich beflügelte. Als das köstliche Gesöff durch seine durstige Kehle geronnen war, verwahrte er die Flasche wieder an ihrem schattigen Platz und kehrte, genüßlich rülpsend, zu seinem Gespann zurück.

Solchermaßen gestärkt, trieb Emil die Gäule zu schnellerer Gangart an und hatte den Findling längst vergessen, als es abermals knirschte und krachte und er um ein Haar wieder auf die Nase gefallen wäre "Dat goht to wiet!" stellte er halblaut fest und kennzeichnete die Stelle mit einem Queckenbüschel. Von jetzt an paßte er besser auf, so daß ihm kein weiteres Unheil passierte.

Der Pflug streifte den Findling genau achtmal, was Emil zu Recht höchst ungewöhnlich fand, denn die Oberfläche des großen Stein, schien vollkommen eben zu sein. Ihm kam deshalb ein bestimmte Verdacht, und nach der nächsten Feldumrandung, bei der er sich beim Kaddikbusch noch einmal gestärkt hatte, ging er der Sache auf den Grund. Er buddelte mit den Händen an allen vier Kanten des Steins Löcher in den Boden und fand seine Vermutung bestätigt es handelte sich um eine Steinplatte, die er gefunden hatte. Jetzt gab es für ihn nicht mehr den geringsten Zweifel, daß er auf eine, jener Steinkistengräber gestoßen war, die es am Rande des großen Hochmoors bei Bresinke gab und die noch aus der Germanenzeit stammten, als das Moor ein fischreicher Flachsee gewesen war.

Schröders Willem und Brauns Albert hatten auch schon solche Grabstätten gefunden, und deshalb galt es auch besonders vorsichtig zu sein. Braun, ein Wichtigtuer, der er war, hatte nämlich seinen Fund gemeldet, worauf aus Stolz so'n paar komische Heinis gekommen waren, Archelogen oder so ähnlich geheißen, die einen regelrechten Zirkus angestellt hatten. Braun war den ganzen Sommer hindurch nicht mehr auf sein Feld gekommen, und die Entschädigung dafür war ganz und gar nicht üppig gewesen. Nee, das sollte ihm, Emil, nicht passieren! "Dat mok ji mit mi nich".. redete er vor sich hin und wiederholte energisch: "Mit mi nich!"

Was ihn allerdings stutzig machte, das war die Größe der Steinplatte. Sie maß ungefähr anderthalb Meter im Quadrat und ließ auf ein ungewöhnlich großes Grab schließen. Die Gräber bei Schröder und Braun waren bei weitem nicht so groß gewesen. Große Gräber, aber das war früher nicht anders als heute, konnten sich nur reiche Leute leisten. Es gab daher nur diese Erklärung: Emil hatte das Grab eines altgermanischen Fürsten entdeckt!

Was lag jetzt näher, als sich beim Kaddikbusch noch einmal ganz gehörig "einen zu genehmigen". Dabei fiel Emil ein, daß Marotzen Muffel aus Waldliebe, das früher Wussowske hieß, auf seinem Feld am gegenüberliegenden Moorrand einen ganz ähnlichen Fund gemacht hatte. Auch er hatte den Fehler begangen, seinen Fund diesen seltsamen "Archelogen" zu melden, und die hatten neben mehreren Urnen auch Schmuck in dem Grab entdeckt, der ziemlich wertvoll gewesen sein sollte. Eine Halskette und ein paar Armreifen aus "Purem Gold", wie Muffel vermeldet hatte, wobei festzustellen bleibt, daß er "pures Gold" vermutlich sein Lebtage noch nicht gesehen hatte.

Als Emil wieder hinter seinen Zossen über den Wrukenacker schritt, beschäftigten ihn höchst angenehme Gedanken, denn diese Reichtümer würde er ganz allein bergen und bei einem Trödler verscherbeln. Erwähnt werden muß an diesem Punkt, daß es Heinrichs Emil seit einiger Zeit wirtschaftlich nicht mehr besonders gut ging. Er hatte seinen Hof zwar erst vor drei Jahren schuldenfrei von seinen inzwischen verstorbenen Eltern geerbt, aber es war ihm nicht gelungen, deren bescheidenen Wohlstand zu mehren. Schuld daran trugen nach seiner Auffassung zwar die wenig ertragreichen Ernten der letzten Jahre, aber in Wahrheit ließ er keinen Wochenmarkt in Bütow aus und schacherte dort mit allem und jedem. Von diesen Wochenmärkten kam er meist mit einem Pferd oder einer Kuh zurück, die immer ein bißchen schlechter waren als die, die er nach dort mitgenommen hatte. Und da der Erlös immer gleich an Ort und Stelle in Alkohol umgesetzt wurde, wunderte der Krebsgang auf seinem Hof eigentlich niemand. Merkwürdigerweise ließ ihn seine herzige Frau, die ihm alljährlich neue Vaterfreuden bescherte, gewähren und nahm ihn anderen gegenüber auch noch in Schutz. "Min Emil wett all, wat hei meckt", meinte sie treuherzig bei solchen Gelegenheiten.

Die Wruken waren auf dem Acker längst angewachsen, da ging Emil noch immer mit seinem ungehobenen Schatz schwanger, dabei hatte er, wo er ging und stand, nichts anderes mehr im Sinn. Es gab da nämlich noch eine Schwierigkeit, denn er konnte die schwere Steinplatte über dem Grab unmöglich allein anheben. Aber wen sollte er in sein Geheimnis einweihen? Das war eine schwer zu beantwortende Frage. Er hatte seine Nachbarn längst alle vor dem geistigen Auge Revue passieren lassen, aber keiner von ihnen kam ihm

vertrauenserweckend genug vor. Endlich kam er bei seinem Grübeln auf Schröders Erich, der sich in einer ganz ähnlichen Situation befand wie er selbst. Eschke, wie man ihn allgemein nannte, stand das Wasser auch bis an die Unterkante der Oberlippe.

Schröders Erich - also Eschke - hauste mit seiner starkzähligen Sippe in einem schon reichlich auffälligen Katen am Dorfeingang, der im Volksmund bezeichnenderweise "Emkenschloß" genannt wurde. Eschke und kein anderer war der Mann seines Vertrauens, denn nichts verbindet bekanntlich mehr als gemeinsames Mißgeschick. Beide wurden sich auch ungemein schnell einig und versprachen einander in die Hand, niemandem auch nur ein Sterbenswörtchen von ihrem Vorhaben zu verraten. Dann gingen sie in "Borks Krug" und feierten im Vorgriff auf den zu erwartenden Reichtum ein wahres Jubelfest, wobei sich Eschke um ein Haar doch noch verplappert hätte. Denn als die olle Borschke die beiden nach dem Grund ihrer Feier fragte, redete Eschke lallend etwas von einem alten Grab, und Emil konnte gerade noch eingreifen und verbessern: "Hei meint, dat hei 'ne Erbschaft mokt hät." Borksche sorgte natürlich prompt dafür, daß diese Neuigkeit die Runde machte, aber das konnte den beiden Habenichtse, denen der Reichtum ja schon ins Haus stand, nur recht sein.

An einem düsteren Juniabend, als die Schafskälte klamme Finger machte, trafen sie sich heimlich hinter Emils Scheune in Bresinke und tranken sich in der Dämmerung erst mal gehörig Mut an für ihr Unternehmen. Als sie dann mit verschiedenen Werkzeugen, einem guterhaltenen Kartoffelsack für die Schätze und einer Stallaterne feldeinwärts schritten, fragte Eschke, mit einem Schluckauf kämpfend, neugierig: "Woweel Guld ward do denn nu woll in sinn, Emil?" Er blieb stehen und sah Emil erwartungsvoll an. "Schlecht to seggen", brummte der, weil ihn der Schnaps auch schon halb dammlich gemacht hatte, "dat kimmt drup an, wat et för'n Fürst west is." Eschke gab sich mit dieser präzisen Auskunft zufrieden und sie gingen weiter. Bald standen sie vor der fraglichen Stelle im Wrukenfeld, die ein kleiner Steinhäufen unauffällig markierte. "Ober - wenn nu gor keen Guld in is?" fragte Eschke zweifelnd, gerade als Emil die Brechstange ansetzte. "Do kast beruhigt sinn, Eschke", erwiderte Emil mit unerschütterlicher Zuversicht, "sonem Stammeshüptling hebbe se ümmer sin chanzet Hab un Gaud mitgewt. Dat wär domols noch chanz anners as hüttodog." "Ach so", brummte Eschke erleichtert. Es zeigte sich, daß es nicht einfach war, die tonnenschwere Steinplatte anzuheben. Erst als Eschke die Idee hatte, den mitgebrachten Heubaum als Hebel anzusetzen, gelang es, und Emil zündete mit vor Aufregung zitternden Händen die Laterne an. Sein Herz schlug einen

Freudenwirbel, als er in der rechteckigen Grabkammer vier gleichgroße Urnen entdeckte. Allem Anschein nach handelte es sich um die Ruhestätte einer ganzen Fürstenfamilie. Blieb nur zu hoffen, daß die Familie auch wohlhabend gewesen war. Noch aber war der Spalt nicht groß genug, um an den Schatz heranzukommen. Sie setzten deshalb ab, legten zwei Steine unter und hebelten abermals. Während sich Eschke mit aller Kraft gegen den Heubaum stemmte, holte Emil endlich die erste Urne hervor und schüttete den Inhalt auf den ausgebreiteten Kartoffelsack. "Is Guld in?" fragte Eschke ungeduldig, weil ihm langsam die Kräfte versagten. "Mut irst kiek!", sagte Emil, dessen Finger in dem Aschehaufen herumwühlten. Außer ein paar verkohlten Knochenstücken fühlte er jedoch nichts und vermeldete kläglich: "Ick kann nuschnich finde ... "

Noch war er aber nicht entmutigt, und weil ihn die Geldgier ruchlos machte, schüttete er wahllos auch den Inhalt der anderen Urnen auf den Kartoffelsack und rührte mit wachsender Verzweiflung darin herum. "Höst all wat?" erkundigte sich Eschke zu allem Überfluß schon wieder. Seine japsenden Atemzüge verrieten, daß er die schwere Platte nicht mehr lange halten konnte. "Wedder nuschnich", antwortete Emil gepreßt und füllte die verstreute Asche achtlos in die Urnen. Er stellte die Gefäße mit müden Bewegungen wieder an ihren Platz, worauf Eschke den Heubaum losließ und die Steinplatte krachend niederschlug.

"Nu is't ut mit Huldas Liebe!" In diesem Ausruf Eschkes lagen seine ganze Enttäuschung und Niedergeschlagenheit, denn sein Traum vom schnellen Reichtum war jäh zerronnen. "Hull din Mull!" schneuzte Emil ihn fuchtig an. "Du hast ober doch seggt ... " Er verstummte unter Emils strengem Blick, setzte aber doch noch aufmüpfig hinzu: "Do hebbe wi uns aber chanz scheen anschete!" Emil gab keine Antwort, sondern blies die Laterne aus. Er war genauso deprimiert wie Eschke, wollte es aber nicht zugeben. Endlich holte er die noch halbvolle Schnapsflasche aus der Rocktasche und trank gluckerd ein paar Schlucke. Den Rest kriegte Eschke, der damit gleichfalls seinen Kummer hinunterspülte. Dann suchten sie ihr Werkzeug zusammen und verließen schweigend und mit hängenden Nasen den Ort, den sie mit so großen Hoffnungen aufgesucht hatten. Als sie sich bei Heinrichs hinter der Scheune trennten, ging jeder wortlos in seine Richtung davon. Es ist nicht bekannt geworden, daß sich die beiden noch einmal als Schatzgräber betätigt haben.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 14.3.1987 (Titel: "Heinrich Hermann und Schröders Eschke als ganz gewiefte Schatzgräber")]

Unterm Fenster

S.34-42

Die Grünwalder Jugend war ihrer Zeit voraus, weit voraus sogar, denn sie hatte damals schon Fernsehen. Sie bezweifeln das, lieber Leser? Nun, ich räume ein, es war auch kein richtiges Fernsehen, wie wir es heute als "Flimmerkiste" oder als "Glotzkasten" kennen, was aber nicht sagen will, daß es weniger spannend gewesen wäre. Was das Grünwalder "Fernsehen" aller heutigen Television unbestreitbar voraus hatte, war seine lebendige Darstellung, denn es wurde dauernd "live" gesendet. Und an Spannung hat es diesen "live" gesendeten Handlungen niemals gemangelt. Im Gegenteil.

Allabendlich versammelte sich die Dorfjugend nämlich unter dem Fenster der Familie Lemm und guckte ungeniert zu, was sich dort so zutrug. Und ich muß gestehen, daß die Serien "Lindenstraße" oder "Schwarzwaldklinik" nur ein schwacher Abglanz dessen sind, was sich bei Lemms alles so ereignete.

Nun mag eingewendet werden, daß dies nicht der feinen Leute Art war. Sicherlich nicht, ich gebe es zu. Aber wir waren ja auch gar keine feinen Leute, und so mag man uns im nachhinein Absolution erteilen.

Lemms Paul wohnte mit seiner Frau Hulda ("Ist denn kein Stuhl da, für meine Hulda?"), seiner Tochter Erna und seinem Sohn Siegfried (Siechel) zu Untermiete in einem schönen alten Fachwerkhaus, das dem Bauern Braun in Bresinke gehörte. Da die Wohnung zur ebenen Erde gelegen war, bot sie sich für's "Fernsehen" geradezu an. Lemm hatte im Weltkrieg einen Lungenschuß erhalten und diese Verletzung niemals richtig auskuriert. Als dann noch eine Tuberkulose hinzu kam, lebte er nicht mehr lange. Doch das war erst später.

Ausbaldowert hatte die Sache mit Lemms mein Bruder Herbert. Er hatte irgendwann mitgekriegt, daß besagte Familie beim trauten Schein der Petroleumlampe beisammen hockte, und zwar bei nicht zugezogenem Fenster und daß sich in der Runde Begebenheiten zutrugen, die zumindest ansehenswert waren. Als er von einem handfesten Ehestreit der Lemms in epischer Breite den anderen halbwüchsigen Dorfjungen berichtete, war es beschlossene Sache, daß von jetzt an alle gemeinsam, Bresinker wie Grünwalder, unter dem Fenster des Frührentners dem dortigen Geschehen zuschauen sollten. Und es gab immer etwas Interessantes zu sehen, bei dem alle Zuschauer voll auf ihre Kosten kamen. Zum einen war der Olle Lemm ein dreibastiger Kerl, der seine Familie auf alle mögliche Weise herumkommandierte und schikanierte. Seine bessere Hälfte muckte zwar dann und wann auf und drohte ihm mit dem Kochlöffel Prügel an, doch dann gab er überraschend nach, so daß es

niemals zu Handgreiflichkeiten gekommen ist. Weniger "wehrhaft" war da der Sohn Siechel, der ständig geschurigelt und hin und her gehetzt wurde, weil sein Vater stets irgendwelche Wünsche hatte. Dabei saß er meistens tief hinter seine "Zeitung für Ostpommern" verschanzt da, in der er schon den lieben langen Tag geschmökert hatte. Als gründlicher Mensch las er jede Zeile und jede Spalte sehr eifrig und eingehend, verschmähte weder Inserate noch "Vermischtes aus aller Welt" und konnte sich nicht genug über die große Politik ereifern, die nach seiner Auffassung in vielen Punkten änderungsbedürftig war. Immer wieder ließ er abends das Blatt sinken, sah seine Familienmitglieder der Reihe nach an und teilte ihnen teils zustimmend nickend, teils brummig und scheltend, das mit, was sich in den letzten Tagen in der Welt zugetragen hatte. Dabei regte ihn jedesmal aufs neue das fortwährende Kopfschütteln seiner Hulda auf, von dem er zwar genau wußte, daß es krankhaft war, das er aber dennoch als ablehnende Reaktion auslegte und deshalb entsprechend grob beantwortete. Gerade daraus ergaben sich immer wieder heftige Wortgefechte der Eheleute., die es den Zuschauern unteren Fenster besonders angetan hatten.

Das ging eine ganze Weile so gut. Es hatte im zeitigen Frühjahr angefangen, setzte sich den ganzen Sommer hindurch fort und hielt auch im Herbst noch an. Außerhalb des Lichtkreises der ohnehin nur spärlich leuchtenden, weit auf äußerste Sparflamme gedrehten Petroleumsfunzel, verfolgte ungefähr ein Dutzend junger Leute das Lemmsche Familienleben und kannte mittlerweile Aktion und Reaktion oft schon genau voraus. Doch dann kam jener Abend, der eigentlich schwarzer Abend genannt werden mußte, obgleich er wie alle anderen voller Kurzweil und Spannung begonnen hatte.

Lemms hatten von irgendwoher Apfel ins Haus bekommen und diese sorgfältig ausgesammelt. Lemms Paul gab sich mit solchen erniedrigenden Arbeiten niemals ab, schließlich war er es ja, der mit seiner - nicht gerade üppigen, aber dafür regelmäßigen - Rente den Schornstein rauchen ließ. Wie üblich die Tageszeitung studierend, die der Briefträger stets erst einen Tag danach im Ort ablieferte, hockte er am Tisch, während seine Frau Hulda, Erna und Siechel sorgfältig auswählten, welche Früchte sofort verzehrt und welche als Vorrat aufbewahrt werden sollten. Der nächste Winter kam bestimmt und er würde erfahrungsgemäß lang und kalt sein. Mit der großen Politik schien es wieder einmal nicht zum besten zu stehen, wie boshafte Bemerkungen hinter der "Zeitung für Ostpommern" in kurzen Abständen vermuten ließen. Einige Male lachte der Hausvater sogar höhnisch auf, was Kundigen als sein Höchstmaß an Mißbilligung bekannt war.

Endlich hatten die anderen Familienmitglieder die anstrengende Tätigkeit beendet. Um den nörgelnden Vater zu besänftigen, ihn womöglich sogar durch den Anblick leckerer "Hasenköpfe" oder bildschöner "Gravensteiner" und "Langsüßer" ein wenig aufzuheitern, hob Erna den Karton mit den Vorratsäpfeln auf und trug ihn ihm zu. Unglücklicherweise war der große Karton aber morsch, wie beinahe alles im Lemmschen Haushalt, weil einfach nichts weggeworfen wurde, was eventuell doch noch mal gebraucht werden konnte. Erna rief gerade freudenstrahlend "Kiek eis, Pappa, dis blie'we to Wiehnachte!" und Paul ließ neugierig die Zeitung sinken, als der feuchte Kartonboden nachgab und die schönen Äpfel allesamt auf die Dielen fielen, wo sie in alle Richtungen auseinanderkollerten. Mit Vorratshaltung war es damit Essig, daran gab es keinen Zweifel, und so sahen es auch Lemms Hulda, Erna und Siechel, die schreckerstarrt des Donnerwetters des Hausherrn harreten. Dieser hatte den Mund schon zu einer Schimpfkanonade geöffnet, als plötzlich vom Fenster her brüllendes Gelächter ertönte.

Lemms Paul hatte im Weltkrieg nicht umsonst das Eiserne Kreuz für erfolgreiche Schleichgänge erhalten, denn er überschaute die Situation augenblicklich und blies als erstes die Lampe aus. Als zweites gewährte er draußen vor dem Fenster im Mondlicht die Luntrusse, die sich noch immer wiehernd die Bäuche hielten oder wie verrückt von einem Bein aufs andere sprangen. "Dat goht to wiet!" stellte Lemms Paul zornig fest und ordnete an, daß von Stund an sämtliche Fenster in der Wohnung, sofern dahinter Licht angezündet wurde, mit Decken verhängt wurden. Ihm schwante nämlich, daß die Dorfjungen diesen Frevel nicht das erstemal begangen hatten.

Nun wird jedem verständnisbereiten Menschen einleuchten, daß dies der Dorfjugend gar nicht gefiel, als sie sich am nächsten Abend zu gewohnter Stunde bei Lemms unterm Fenster erwartungsvoll versammelt hatte. "Wat issen dat?" fragte Brauns Walter betroffen und sah seinen Bruder Erich, der allgemein Mostrich geheißten wurde, mit schief gehaltenem Kopf an. Ihm stand die herbe Enttäuschung ins Gesicht geschrieben, auf das gewohnte "Fernsehen" verzichten zu müssen.

"Ick glöw, do mutt wi uns wat infalle lote", resümierte Bachers Eugen, während sein Bruder Reinhard sich mehr im Hintergrund hielt. Als Pennäler hielt er sich stets für was Besseres. "Ober wat?" murmelte Stoy's Rudi verdrossen. Da war es wieder einmal Bachers Werner, dieser Pfiffikus, dem die rettende Idee kam. Ihm war nämlich nicht verborgen geblieben, daß die uralte Decke oben durchhing und dadurch das Fenster nicht ganz verschloß. Er rannte blitzschnell mit Sonnenburgs Gerhard davon und beide kehrten keuchend schon kurze Zeit später zurück, in den Händen eine mittelgroße

Leiter, die neben dem Fenster an die Wand gelehnt wurde. "Wat segg ji nu?" fragte Werner triumphierend. Alle umringten ihn und klopfen ihm anerkennend auf die Schulter, und das hatte er auch verdient, hatte er doch den "Fernsehabend" noch einmal gerettet. Von nun an lösten sich die Jungen auf der obersten Leitersprosse ab beim Gucken, damit jeder zu seinem Recht kam. Lemms waren sich indes vollkommen sicher, daß ihr Intimleben wieder gewahrt wäre und gaben sich ungehindert familiärem Tun hin, das den Jungen soviel Pläsier bereitete.

Das ging abermals einige Wochen gut, bis der olle Lemm an einem hellen Vollmondabend plötzlich Bauchgrimmen verspürte, das von zu reichlichem Lorchelgenuß herrührte und das ihn zu einem späten "Spatengang" zwang. Sein Verschwinden aus der Stube hätte Bachers Reinhard und Brauns Erich auf der Leiter eigentlich warnen müssen. Da sie aber gerade intensiv in die Betrachtung von Lemms Erna vertieft waren, an der ihre Mutter soeben Messungen für einen neuen Schafwollpullover vornahm, wobei sich die gefälligen Rundungen ihrer weiblichen Proportionen besonders deutlich abzeichneten, hatten die begreiflicherweise bloß noch dafür Augen. Und weil beide ihre Beobachtungen nur bruchstückhaft nach unten weiter gaben, herrschte am Fuße der Leiter ein direkt beängstigendes Gedränge, weil plötzlich alle zugleich nach oben wollten.

Lemms Paul hatte unterdessen sein Haus durch die Hintertür verlassen und strebte sonder Eile, wie es seine Art war, dem bekannten Häuschen mit Herzchen zu. Auf einmal blieb er mitten auf dem Hof ruckartig stehen und rieb sich verdutzt die Augen, denn was er sah, verstärkte seine Bauchgrimmen noch beträchtlich und trieb ihm zugleich Zornesröte ins Gesicht. Hastiger als zuvor bewegte er sich zum Häuschen und verschaffte sich erst mal Erleichterung, obwohl es ihm in allen Fingern krabbelte, die Jungens zu vertobaken. So zog er schon vorsorglich den Schmachtriemen aus der Hose den er für strafende Zwecke zu verwenden gedachte.

Als er das Häuschen verließ, beobachtete er mit grimmiger Freude, daß das Gedrängel unter seinem Fenster noch anhielt und daß auf der Leiter am Fenster jetzt sogar drei Luntrusse balancierten. "Teif ma, ick war juch!" knirschte er und trabte mit dem Leibriemen in der Rechten auf die Frevler zu.

Diese hatte die Gier auf Ernas Proportionen regelrecht blind und taub gemacht für alles andere, und so wurden sie von Lemms Paul vollkommen überrumpelt. Erst als die Riemenschnalle schepper und klappernd über Rücken und Köpfe fuhr und laute Schreie Erfolg verrieten, drehten sich die Jungen erschrocken um und sah sich Aug in Aug dem zürnenden Hausherrn

gegenüber, der ununterbrochen weiter aus der "Armenkasse" austeilte und dabei hinschlug, wohin es gerade traf. Dabei kriegten die drei auf der Leiter das meiste ab, nämlich Brauns Walter, Rosins Willi und Rutzen Armin, letzterer mitten im Absprung sogar auf die nackten Beine, was er mit brüllendem Schmerzensschrei und Lemm mit zufriedene Grunzen quittierte.

Die Dorfstraße lag von einem Augenblick zum anderen wie ausgestorben da, nur in einiger Entfernung stand Franz Herrmann, sein Töchterchen Eva-Maria an der Hand, und kratzte sich schmunzelnd den Hinterkopf. Er hatte dem frohen Treiben der Jungschar an Lemms Fenster schon eine ganze Weile zugehört. Jetzt machte er, daß er mit Evchen ins Haus kam. Er wollte mit der Geschichte nichts zu tun haben. Lemms Paul horchte noch eine ganze Weile in die Runde, doch da alles still blieb, kehrte auch er zu seinen Lieben zurück. Den Denkkettel würden sich die Unnosels merken, da war er ganz sicher.

Und er behielt mit seiner Annahme recht, denn von jetzt ab hörte das frevelhafte Treiben unter Lemms Fenster für immer auf. Ein Nachspiel hatte die Sache dann aber doch noch, und damit hatte Lemms Paul nicht gerechnet. In einer der nächsten Nächte, als ein böiger Wind um die Ecken fauchte, schmissen ihm die Unnosels seinen Lokus um, und alles sorgfältig im Innern auf Nägel gespießte Zeitungspapier flog durch die Gegend und verunzierte am nächsten Morgen die ganze Feldmark bis hinauf nach Eichenau.

Brauns Albert, dem diese Ländereien gehörten, nieste vor Ärger erst ein paarmal, als er den Schaden bemerkte und lief dann zu Lemms, um ihnen gehörig den Marsch zu blasen. So sah man denn eine Weile später die ganze Familie Lemm einträchtig über die Felder streifen und das herumgewehrte Zeitungspapier zusammensammeln. Diesmal beteiligte sich sogar der Hausvater daran, weil der erzürnte Braun ihm mit dem "Gendarm" gedroht hatte.

Als Lemms nach getaner Arbeit zurückkehrten, begegneten sie Bachers Reinhard und Eugen und Polzins Fritz, die so merkwürdig hämische Gesichter machten, was Erna und ihr Brunder Siechel gar nicht begreifen konnten. Die hatten den Jungs doch nichts getan. Lemms Paul aber blickte demonstrativ in die andere Richtung, weil er den Grund für diese "Häme" ahnte. Seine Hand zuckte zwar wieder nach dem Schmachtriemen, aber er bezwang sich. Am helllichten Tage konnte er die Bengels schlecht verwelken, und außerdem stand die Partie jetzt 1:1, und so sollte sie auch bleiben.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 1.10.1987 (Titel: "Fernsehen für die Grünenwalder")]

Der gestörte Frühschoppen

S.43-49

Jedesmal, wenn Borraß sein Federvieh fütterte, war das eine große Freude für ihn. Wenn es um ihn herum schnatterte, gluckste, gackerte und krähte, dann stieg eine gewaltige Befriedigung in ihm auf, und er streute mehr Gerste oder Hafer unter das quirlende, flatternde und emsig pickende gefiederte Volk als gut war, sehr zum Ärger seiner Angetrauten übrigens, die eine sparsame Hausfrau war. So nahm er denn seine Lieblingsbeschäftigung zu einem Zeitpunkt wahr, an dem er sich unbeobachtet wußte: nämlich in den frühen Morgenstunden, wenn seine Frau noch in Orpheus' Armen ruhte.

An seinem Geburtstagsmorgen, einem strahlenden Junitag, stand er wieder inmitten der heftig flügelschlagenden Menge von Enten, Gänsen, Puten, Hühnern und Tauben und streute aus einem ausgedienten Marmeladeneimer zur Feier des Tages ein Gemisch aus Hafer, Gerste und Roggen auf den Hof. Und als wußte er genau um die Bedeutung dieses Morgens für den Hausherrn, flog der Hahn,, ein prächtiger rebhuhnfarbiger Italiener, auf den Ackerswagen mitten auf dem Hof, schlug mit den Flügeln und krähte so laut, daß es den Puthahn sozusagen mitriß und er mehrmals sein weniger wohlklingendes "Tütata" hören ließ. Das ließen die Gänse nicht auf sich sitzen und begannen ihrerseits ein vielstimmiges Geschrei, in das die Enten schnatternd und die Perlhühner gellend einstimmten.

Borraß nahm diese Huldigung seiner Lieblinge gelassen hin, sog zufrieden an seiner dicken Zigarre, die er sich zur Feier des Tages geleistet hatte, und paffte mächtige Wolken in die laue Frühlingsluft. Er stand breitbeinig da, ein Mann wie eine deutsche Eiche, und seine Augen strahlten vor stiller Freude. Max Borraß war der Revierförster von Eichenau, dem vormaligen Dombrowo, in dem weiland der Restgutsbesitzer Radtke gehaust hatte, von dem schon die Rede war. Borraß nannte sich selbst "Fürst von Eichenau", und diese Bezeichnung traf auf ihn auch in vollem Umfang zu. Er wohnte nicht in dem früheren Gutshaus, sondern er residierte, und jeder in der Umgebung, gleichgültig ob Arbeiter oder Bauer, zollte ihm die gehörige Achtung. Wehe dem allerdings auch, der es gewagt hätte, ihm diesen selbstverständlichen Respekt zu versagen!

Nach der Fütterung des Federvolks machte der Förster seinen gewohnten Rundgang durch Hof und Stallungen und hielt sich besonders lange bei den Warmblutpferden auf, die zwar schon betagt, aber dennoch der ganze Stolz

ihres Besitzers waren. Nach einem kurzen Plausch aber den Gartenzaun hinweg mit dem Haumeister Dobersalske beendete er den Rundgang auf der Terrasse, die ehemals von Radtke als Freitreppe erbaut worden war, wo seine Frau und seine beiden Töchter schon mit dem Frühstück auf ihn warteten und ihm jetzt zu seinem Ehrentag gratulierten.

Die Mahlzeit war gerade beendet und die Frauen hatten sich ins Haus zurückgezogen, als auch schon Gutsförster Senkel auftauchte, um seinem Reviernachbarn zu seinem Ehrentag zu gratulieren. Senkel hatte sogar ein Geschenk mitgebracht, eine ganze Flasche "Schiet lot emm".. und was lag da näher, als den Inhalt kritisch unter die Lupe zu nehmen? Die Grünrecke hatten soeben das zweite Gläschen geleert und das Getränk für gut befunden, als Hegemeister Ferch um die Ecke bog, schon von weitem seinen Hut schwenkte und sichtlich erfreut schmunzelte, als er die Flasche und Gläser auf dem Tisch entdeckte. Sein Geschenk war ein Päckchen "Kurmark"-Zigaretten. Auch er gratulierte dem Geburtstagskind wie sich's gehört, und setzte sich danach wie selbstverständlich an den Tisch. Und wie selbstverständlich holte Borraß ein drittes Glas herbei, goß wieder ein und trank seinen Gästen zu.

Die drei Nimrode waren eine eherne Runde, die gemeinsam schon manchen Sturm erlebt hatte. Es war schon vorgekommen, daß sie an Ultimo bei Erdmann in Neukrug im Krug eingekehrt und erst drei Tage später heimwärts aufgebrochen waren. Beim Skatspiel war die Zeit schnell vergangen. Sie waren in das Spiel so eifrig vertieft gewesen und hatten genauso eifrig Bier und Korn zugesprochen, daß sie nur die allernotwendigsten "Spatengänge" gemacht hatten. Dabei hatte es sich einmal dann ergeben, daß Senkel beim Aufstehen feststellte, daß er nasse Füße bekommen hatte. Obschon nicht mehr ganz nüchtern, kam es ihm dennoch reichlich merkwürdig vor, daß er in der mollig-warmen Bierstube die Langschäfter so gestrichen voll hatte, daß das Wasser darin nur so schwappte. "Nee, so wat ober uck!" rief er kopfschüttelnd aus, unwillkürlich ins vertraute Platt verfallend, wo er sich erst mal Erleichterung verschaffte und danach die Stiefel auszog und den Inhalt auskippte.

Borraß schmunzelte in seinen Schnurrbart hinein, als Senkel mürrisch in die Bierstube zurückkehrte, hatte er sich doch vorhin heimlich Erleichterung verschafft und den gesamten, nicht gerade geringen Blaseninhalt durch seinen Rohrstock in Senkels Langschäfter fließen lassen, der davon nichts gemerkt hatte, weil er gerade einen "Grand mit Vieren" spielte, und so konnte er sich später nie erklären, wie das Wasser in seine Stiefel gekommen war.

Ferch kippte auch keine vollen Gläser um, und ihm wurde nachgeredet, daß er sogar bei Treibjagden heimlich an einem Flachmann nuckelte. Einmal schoß er bei einer Drückjagd einem Hauptschwein den Pürzel (Schwanz) ab, was viel Heiterkeit erregte und Borraß dazu veranlaßte, am Ort des Geschehens, einer Wegspinne unweit von Groß Nossin, eine Tafel mit der Aufschrift "Hegemeisterecke" anzubringen, die dort, allmählich verwitternd, noch bis zur Flucht und Vertreibung hing. Bei einer anderen Treibjagd gab der Forstmeister die Ergebnisse der einzelnen Schützen bekannt. Es herrschte, wie immer, erwartungsvolles Schweigen, als die Namen und die Anzahl der erlegten Hasen aufgerufen wurden. Dann war auch Ferch an der Reihe und der Forstmeister rief. "Hegemeister Ferch - zwei Hasen!" "Nee, drei!" kam es prompt zurück, was dem hohen Herrn sichtlich mißfiel.

So saßen die drei Grünröcke auf der Veranda des "Fürsten von Eichenau" und tranken immer noch einen und krakeelten allmählich so laut, daß es bis nach Bresinke zu hören war. Da tönte unvermittelt ein Perlhuhnschrei in ihr Stimmengewirr hinein. Das Huhn saß in der Krone einer der hohen Fichten, die die Försterei umstanden, und spähte mit langem Hals in südliche Richtung.

"Da stimmt was nicht!" stellte Borraß sofort mit Baßstimme fest und reckte gleichfalls seinen Hals. Immer wenn die alte Perlhuhnmutter Wanda warnte, war Gefahr im Verzuge, das hatte er schon oft erlebt. Senkel und Ferch leerten noch schnell ihre Gläser, dann ließ Borraß auch schon Flasche und Gläser in der Lebensbaumhecke verschwinden, die die Terrasse eingrenzte. Er eilte sodann ins Haus, kehrte mit einer Wasserkaraffe und Wassergläsern zurück und stellte alles blitzschnell auf den Tisch. Während seine Zechkumpane noch verständnislose Gesichter machten, näherten sich klappernde Pferdehufe, und dann bog auch schon eine Kutsche mit dem Forstmeister in den Hof. "Donnerlittchen!" stieß Senkel bleich hervor.

Fritz Potratz, der Kutscher des Forstmeisters, lenkte die Pferde vor die Terrasse und hielt dort mit einem lauten "Prrr" an. Während Senkel und Ferch wie vernichtet dasaßen und wie Urbilder des bösen Gewissens aussahen, spielte Borraß geistesgegenwärtig den Schnapsgeruch mit einem riesigen Schluck Wasser hinunter und empfing dann auf der untersten Treppenstufe den unerwarteten Gast, der behende von der Kutsche geklettert kam.

"Keine besonderen Vorkommnisse, Herr Forstmeister!" meldete Borraß militärisch stramm und legte die Hand an den Hut, den er noch rasch aufgestülpt hatte.

Über das Gesicht des drahtigen Forstmeisters glitt ein zufriedenes Lächeln. So gefielen ihm seine Untergebenen. Wilhelm v. Schütz hatte das Forstamt Taubenberg erst vor kurzer Zeit übernommen, und neue Besen kehren bekanntlich gut. Er dankte dem Revierförster für die Meldung, gratulierte ihm zum Geburtstag und fragte dann kurz: "Kleine Besprechung, die Herren?" "Es geht wieder mal um den leidigen Wildschaden, Herr Forstmeister", sagte Borraß gelassen. "Gut, gut", lobte der hohe Herr. Er musterte die drei Nimrode durchdringend und fragte plötzlich: "An einem solchen Tag ganz ohne geistige Getränke, meine Herren?" "Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps, Herr Forstmeister", entgegnete Borraß mit wahrer Bierruhe. "Im Dienst nie einen Tropfen Alkohol", bestätigte Senkel im Brustton der Überzeugung. "So isses", nickte Ferch tapfer, obwohl ihm die Knie zitterten. "Das lob ich mir!" rief der Forstmeister und schwang sich auf die Kutsche.

Als er um die Scheunenecke davongefahren war, wischte sich Ferch den Schweiß von der Stirn und rief gepreßt: "Dat hätt' aber in Aug' jehen können!" "Man muß immer die Nerven behalten, Herrschaften", stellte Borraß selbstbewußt fest und holte das Versteckte aus der Lebensbaumhecke, dann goß er ungeniert weiter ein. Als er das Feuerwasser die Kehle hinunterrinnen ließ, schleifte sei Blick zur Fichtenkrone empor, in der die alte Perlhühne Wanda saß und jetzt ihr Gefieder putzte. Wenn es die treue Wächterin nicht gegeben hätte...

Nicht weit von Herrmannshof entfernt war um dieselbe Zeit eine Anzahl Waldarbeiter mit Paltenhacken beschäftigt. Sie unterhielten sich dabei aber den neuen Forstmeister und ihre Meinungen prallten hart aufeinander. Während Zube, Greunke und Nemitz zur Vorsicht rieten und Schlottke mit seiner Meinung zurückhielt, schwärmte Pommeranz regelrecht von ihm und stellte prahlerisch fest. "Ji kene segge, wat ji wulle, ick kann mi gaud mit emm stelle." Dabei kannte er den hohen Herrn ja noch kaum. Als sich die Kutsche mit dem Forstmeister näherte, beugten sich die fünf Männer tiefer über ihre Arbeit. Von Schütz ließ anhalten, betrachtete vom Wagen herunter die gezogenen Paltenreihen und fragte dann barsch, wer das so angeordnet habe. "Ich" meldete sich Pommeranz zaghaft. "Ja, sind Sie denn von allen guten Geistern verlassen, Mann!" schneuzte ihn der Forstmeister an und polterte gleich weiter, kein gutes Haar an Pommeranz lassend.

Endlich ließ er weiterfahren, und der Waldarbeiter blieb geknickt zurück. Als die Kutsche außer Hörweite war, richtete sich Schlottkes Karl auf, musterte Pommeranz hämisch und spottete, "Kiek eis, Willem, du kast di jo echt mit emm stelle." Pommeranz gab keine Antwort, sondern widmete sich noch intensiver seiner Arbeit. nahm sich fest vor, künftig bei der Beurteilung neuer

Herren erheblich vorsichtiger zu sein, weil ihn Schlottkes Bemerkung tief getroffen hatte.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 16.7.1988]

Eine seltsame Wette

S.50-54

Als Förster Borraß die Revierförsterei Eichenau übernahm, da hieß sie noch Dombrowo, und er selbst war noch ein Mann in den besten Jahren: Ein Kerl wie ein Baum mit einer Stimme, die wie Donner grollte. Wir Kinder bekamen es nicht selten mit der Angst, wenn wir diese Baßstimme nur hörten. Aber er war ein Mann mit Herz, das muß bei dieser Gelegenheit auch gesagt werden, denn wenn er uns beim Pilze- oder Beerensammeln ohne "Schein" erwischte (und wer von uns hatte schon einen solchen!), dann hallte es zwar wieder mal wie Donner durch den Wald, aber das war auch schon alles. Mir ist nicht bekannt geworden, daß Borraß jemals jemanden angezeigt hat, wer immer es auch war. Im Gegensatz zu ihm zertrat der gefürchtete Forstamtssekretär die ohne Berechtigungsschein gesammelten Früchte des Waldes gnadenlos. Ihm gingen wir deshalb auch besonders weit aus dem Wege.

Förster Borraß hatte irgendwann zwei Warmblutpferde vom Gutsbesitzer aus Groß Nossin gekauft. Tiere, die zwar schon ein paar Jährchen auf dem Buckel hatten, die aber doch noch ganz munter traben konnten, besonders dann, wenn sie warm geworden waren. Das Alter dieser beiden Kraken, wie man bei uns sagte, war es denn auch, das den Kaufmann Tesch aus Bütow bei Bier und "Schiet lot emm" im Hotel "Höllje" zu der spöttischen Bemerkung veranlaßte, daß man sie auch bald ins Pferdemuseum stellen könne. Nun regte Förster Borraß nichts so auf wie spöttische Bemerkungen über seine Pferde, die sein ganzer Stolz waren. Gewiß hatte er sie billig erworben, aber was ging das andere an? Ganz besonders dem Kaufmann Tesch sollte das doch vollkommen schnuppe sein. Schnurzegal sozusagen.

Ein Wort gab das andere, eine Lage wurde nach der anderen getrunken, wie sich's gehört, und auf einmal behauptete Borraß stock und steif, er wäre mit seinem Gespann von Dombrowo aus schneller in Bütow als mit dem Zug. Kaufmann Tesch saß wie vom Donner gerührt da ob solcher Frechheit, und auch die anderen Herren in der Tischrunde, an ihrer Spitze Apotheker Schorlepp, machten mißvergnügte Gesichter, weil Übertreibungen nun mal nicht pommersche Art sind.

Nach einer minutenlangen hitzigen Debatte machte Malermeister Mehl den "Vorschlag in Güte", man solle das alles doch in Gottes Namen durch eine Wettfahrt klären. Dann werde "man ja sehen". Dazu nickten die anderen Herren in der Runde beifällig, denn Julius Mehl hatte damit buchstäblich den Stein der Weisen gefunden. Förster Borraß schien es zwar plötzlich nicht mehr ganz wohl in seiner sonst recht dickfelligen Haut zu sein, aber er machte doch gute Miene zum bösen Spiel, wenngleich ihm der Einsatz, den Tesch bestimmte, nämlich drei Flaschen Cognac, und zwar französischer, doch reichlich hoch bemessen schien.

An einem Sonntag im August bestieg Kaufmann Tesch ein Abteil der 2. Klasse auf dem Bahnhof Jassener See, der mitten im Wald gelegen war, setzte sich sichtlich zufrieden in die grauen Polster, steckte sich eine dicke Havanna-Zigarre an, die er sich eigens für diese Fahrt geleistet hatte und blickte denn, mächtige Qualmwolken von sich blasend, in die vorbeihuschende schöne Landschaft hinaus. Ihm war wohl zumute, sauwohl sozusagen, denn es gab für ihn nicht den geringsten Zweifel daran, daß er früher als der "großmäulige Grünrock" am Ziel in Bütow sein würde.

Der Revierförster hatte tatsächlich eine schlimme Nacht hinter sich, zumal ihm seine Ehefrau heftig zugesetzt hatte, weil sie im Fall einer Niederlage nicht zu unrecht eine erhebliche Schmälerung ihrer Wirtschaftskasse befürchten mußte. Zwar standen Spinat und Zwiebeln gut im Garten, und auch die Frühkartoffeln konnten sich sehen lassen, von den Stangenbohnen ganz zu schweigen, die eine regelrechte Freude waren, aber drei Flaschen Cognac kosten nun mal ihr Geld, daran gab es nichts zu rütteln. Und dann auch noch wegen "solcher Dummheit".

Borraß hatte unter Aufsicht seinen Jagdwagen zurecht gemacht, und zur selben Minute, als der Zug auf dem nahen Bahnhof mit schwarzer Rauchwolke seine Abfahrt verriet, ruckte er an der Leine und ratterte vom Hof, daß die Hühner erschrocken nach allen Seiten auseinander flatterten. Er kam ganz gut vom Fleck und war schon an der Lupowsker Lichtung vorbei, als der "Feurige Elias" erst schnaufend und prustend um die Kurve gefahren kam. Dann aber wurde es ziemlich schnell kitschig, weil der Zug immer rascher in Fahrt kam. Wenn auch die beiden angejahrten Gäule hergaben, was noch in ihnen steckte, beim Mutschidor, einem idyllischen Waldsee vor Neukrug, der beim Bau des Bahndamms 1903 einen Teil seiner Wasserfläche eingebüßt hatte, brauste der Zug mit dem hämisch aus dem Fenster lümmelnden Kaufmann an dem starr geradeaus blickenden Förster auf dem Bock seines Jagdwagens vorbei.

Immerhin kam nun der unvermeidliche Aufenthalt auf dem Bahnhof Neukrug, der durch das Einladen von einigen Milchkanen für Tesch zu einer regelrechten Tortur wurde, denn Borraß war mit seinen schäumenden Gäulen auf der nahen Chaussee längst vorbeigerast. Der Förster hockte zusammengekauert auf dem Kutscherbock und feuerte seine jetzt erst so richtig in Fahrt gekommenen Pferdeveternanen durch laute Zurufe zu schärfster Gangart an. Und diese schienen zu wissen, worauf es bei dieser wilden Fahrt ankam, denn sie rannten mit trommelnden Hufen und klirrenden Geschirren so gewaltig die Chaussee entlang, daß die entgegenkommenden Kirchgänger entsetzt zur Seite sprangen und sich scheu umsahen, ob dies womöglich die wilde Jagd gewesen sei.

Der rumpelnde Jagdwagen hatte längst Klein Pomeiske hinter sich gelassen und befand sich auf der Fahrt zum Gillingsee, der friedlich in einem von Wald umgebenen Tat liegt, als düstere Rauchwolken linker Hand anzeigten, daß sich der Zug unterdessen doch schon dem Bahnhof Pomeiske genähert hatte. Förster Borraß wußte, daß es jetzt darauf ankam, denn bis zum Bahnhof in Bütow, dem gemeinsamen Ziel, war es noch mindestens ein halbes Dutzend Kilometer. Zu seinem Glück stand auf dem Pomeisker Bahnhof eine ganze Batterie Milchkanen vom Rittergut zur Verladung bereit, was zu einem längeren Aufenthalt zwang, der Tesch diesmal wie eine Ewigkeit vorkam. Daran änderte auch wenig, daß er sich zur Verwunderung der Eisenbahner am Einladen der Milchkanen beteiligte; kostbare Minuten verstrichen doch, in denen Förster Borraß mit seinem rasenden Gefährt längst die Lauenburger Straße in Bütow hinunter galoppierte.

Der Zug kam endlich aber doch von Pomeiske fort, und er nahm jetzt entsprechend Fahrt auf. Borraß war mittlerweile allerdings an der Ordensburg vorüber und bog gerade in die Schloßfreiheit ein, wo er heimlich über die linke Schulter schielte, wo in einiger Entfernung die Rauchwolke der Lokomotive über den Hügeln heran kam. Und sie kam verdammt schnell näher, das mußte zugegeben werden. Beinahe gleichzeitig mit dem Zug kam der Förster am Bahnhof in Bütow an; aber eben doch nur beinahe, weil er um eine kleine Länge früher dagewesen war, was die dort postierten Sekundanten genau festgestellt hatten. Und es nützte Kaufmann Tesch wenig, daß er trotz seiner Belebtheit vom Bahnsteig zum Ausgang noch einen Endspurt einlegte; Förster Borraß erwartete ihn vor dem Bahnhofsgebäude bereits, ihm vom Bock aus gravitatisch zuwinkend.

So gewann der Revierförster diese seltsame Wette, die verständlicherweise bloß eine Schnapsidee war. Das hinderte indes nicht daran, daß sie berühmt wurde und mindestens im "Blauen Ländchen" jene Bedeutung erlangte wie

der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel auf der berühmten Heide bei Buxtehude.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 12.6.1986]

Das Bad im Dorfteich

S.55-62

Max war ein Luntrus und nicht mal ein kleiner, er war nämlich beinahe schon ein Schubiak. Besonders wenn er einen über den Durst getrunken hatte, und das kam gar nicht mal selten vor, konnte er unangenehm bis grob werden. Dann gingen ihm Mutter und Geschwister aus dem Weg; sein Vater lebte nicht mehr. Meist verschwand er dann aber in seinem Dachkarbuff, wo er seinen Rausch ausschließ und danach friedlich in den Schoß der Familie zurückkehrte.

Wenn er Tanzvergnügen besuchte und als Kerl in der Blüte seiner Jahre ließ er kein einziges aus, verursachte er regelmäßig Keilereien. Dadurch hatte er sich den Ruf eines gefürchteten Schlägers verschafft, auf den er auch noch stolz war. Da er über Bärenkräfte verfügte, hatte er kaum nennenswerte Gegner, und nicht selten prügelte er den ganzen Saal leer, bloß um sich anschließend an die Theke zu stellen und seelenruhig ein Bier zu schlömern.

Es konnte nicht ausbleiben, daß er mit den Wachtmeistern in der Umgebung auf dem Kriegsfuß stand, denn welcher Ordnungshüter hat es schon gern, wenn in seinem Dienstbereich Männer grün und blau geschlagen und ein Teil des Wirtshausmobiliars bei der Gelegenheit demoliert wird. Einmal hatte sich Max sogar mit einem Ordnungshüter angelegt, dabei aber den kürzeren gezogen, weil er gegen den Polizeigriff des Gendarmen nichts hatte ausrichten können. Den Rest der Nacht hatte er auf der harten Pritsche des Spritzenhauses zubringen und über seine Sünden nachdenken müssen. Seit diesem Erlebnis gab er stets Fersengeld, sobald bei Schlägereien jemand den Gendarmen ankündigte.

An einem lauen Frühsommertag war im Nachbardorf Kriegerfest angesagt, zu dem aus der ganzen Umgebung alles herbeieilte, was auch nur noch einigermaßen das Tanzbein schwingen konnte. Max fehlte natürlich auch nicht in der Runde, und er zeigte sich zunächst sogar von seiner besten Seite, weil er das Auge auf Witts Frieda, eine reiche Bauerntochter, geworfen hatte. Das ging solange gut, bis Frieda heimlich noch Hause gegangen war, zum einen,

weil es schon reichlich spät, zum anderen aber auch, weil Max nicht mehr ganz nüchtern war. Grund genug jedenfalls für ihn, jetzt erst richtig hinzulangen und sich ganz gehörig einen hinter die Binde zu kippen.

Es kam daher auch wie es kommen mußte: Max ekelte an der Theke so lange rum, bis Brauns Walter der Geduldsfaden riß und er ihm gehörig eines auf die Nieskapsel versetzte. Max sah zwar im Moment Sterne flimmern und hörte auch die berühmten Engel im Himmel singen, aber er erholte sich überraschend schnell von dem Schlag und streckte seinen bulligen Kontrahenten mit einem einzigen Kinnhaken zu Boden. Zum Jubilieren war es aber noch zu früh, denn jetzt fielen Walters Gefolgsleute, an ihrer Spitze Rosins Willi und Stoys Emil wie eine Wolfsmeute über ihn her und prügelten mit Fäusten und Bierkrügen auf ihn ein. Max, ein in zahlreichen Saalschlachten bewährter Stratege, ergriff einen Stuhl, schmetterte ihn auf die Dielen, daß die Fetzen flogen und teilte anschließend mit dem Stuhlbein, das er in der Hand behalten hatte, gewaltige Schläge aus. Binnen kurzem hatte er seine Gegner nicht nur abgewehrt, sondern sogar in die Flucht geschlagen.

Jetzt war er aber erst so richtig in Fahrt gekommen, und da hielt er sich erfahrungsgemäß nicht mit halben Sachen auf. Er fing an, die Saaleinrichtung zu demolieren und scheuchte mit dem drohend erhobenen Stuhlbein alle Gäste nach draußen, bei deren überstürzter Flucht ein Teil der Fensterscheiben zu Bruch ging. Nur die Musiker blieben starr vor Entsetzen auf der Bühne sitzen, ihn wie eine unirdische Erscheinung anstarrend. Nach getaner Arbeit blieb Max, auf das Stuhlbein gestützt, mitten im Saal stehen und simulierte gerade, welches Danklied ihm die Musikanten spielen sollten (er schwankte zwischen dem Choral "Lobe den Herren" und dem "Radetzky marsch", den er besonders gern hörte), als er am Ausgang jemand rufen hörte: "De Schandar is da!" Jäh aus seinen Siegesgedanken geschreckt, wirbelte Max herum. Das aus seiner Hand gefallene Stuhlbein erzeugte ein polterndes Geräusch, während er mit gesenktem Kopf wie ein Stier auf die Saaltür zustürmte. Dort verstellte ihm Gendarm Kroll den Weg und rief: "Im Namen des Gesetzes, Sie sind mein Arrestant!" Doch Max boxte ihn zur Seite und brüllte geistesgegenwärtig zurück: "Durch Kraft meines Armes fliegst Du mit'm A.... in'n Sand!"

An dem auf dem Boden liegenden Gendarmen vorbei rannte er mit langen Schritten die Dorfstraße hinunter. "Bloß weg von hier!" dachte er, denn er hatte die Nacht im Spritzenhaus noch in unguter Erinnerung. Nach einer Weile schielte er über seine Schulter und sah entsetzt, daß sich der Wachtmeister längst aufgerappelt hatte und mit gewaltigen Schritten hinter

ihm herkam. Daraufhin spurtete Max noch schneller, aber der Gesetzeshüter, ein drahtiger Kerl im besten Mannesalter, holte stetig auf. Was Max nicht wußte: Kroll hatte an der Polizeischule in Treptow/Rego manchen Preis im Langstreckenlaufen geholt.

Das ungleiche Läuferpaar näherte sich unterdessen dem Dorfausgang, wo die Straße in scharfem Knick dem Gänseteich auswich. Max mit rudernden Armen, hechelndem Atem und heraushängender Zunge voraus, in mittlerweile nur noch geringem Abstand gefolgt vom Wachtmeister, der blankgezogen hatte und mit fuchtelnder Stichwaffe hinterdrein hetzte.

Diesmal wußte Max, daß er geliefert war, daß er seinen Meister gefunden hatte, denn die Nagelstiefel des Gendarmen krachten schon ganz knapp hinter ihm aufs Pflaster. Da nahm er allen Mut zusammen und stürmte in den Teich hinein, wo er, Nichtschwimmer der er war, im brusttiefen Wasser stehenblieb.

Gendarm Kroll war am Ufer stehengeblieben. Max registrierte, mit grimmiger Genugtuung aufatmend, daß er keine Anstalten machte, ihm ins Wasser zu folgen. Da kehrte sofort sein Übermut zurück und er spottete: "Komm doch her, du Feigling, traust dich ja doch nicht!"

Wachtmeister Kroll ließ daraufhin einen unmenschlichen Urlaut ertönen, der ein Gemisch aus Wolfsgeheul und Löwengebrüll war und der seine augenblickliche Ohnmacht ausdrückte. Er war nicht nur ein hervorragender Läufer, sondern ein mindestens ebenso guter Schwimmer, aber es ging nicht an, sich in vollem Ornat in das grünliche Wasser des Gänseteichs zu stürzen, auf dem aller mögliche Unrat umherschwamm. So verwahrte er erst mal einen Hirschfänger an dem dafür vorgesehenen Platz am Koppel und nahm danach so etwas wie eine Lagebeurteilung vor. Da die Morgendämmerung schon herauszog, konnte er den Oberkörper des Unnosels deutlich aus dem Wasser ragen sehen. Er hatte inzwischen seine Hohnrufe eingestellt und blickte stumm herüber. Der Mann war ihm sicher, das stand fest. "Kommen Sie raus, Kerl, und stellen Sie sich dem Gesetz", versuchte Kroll es mit gutem Zureden, "es hat ja alles keinen Zweck. Sie holen sich sonst noch den Tod in dem kalten Wasser." Weiter kam er nicht, denn Max, des eigenen Augenblicksvorteils gewiß, entgegnete höhnisch: "Dat möcht'st wohl jern, du Grünrock, wat? Wenn du mich haben willst, denn hol mich doch raus hier, Da bin ich!" Er kreuzte die Arme vor der Brust und machte ein überlegenes Gesicht. Der reichliche Alkoholgenuß ließ ihn die Wasserkühle überhaupt nicht spüren.

Als einige herbeigeilte Neugierige anfangen zu kichern und den Gesetzeshüter hämisch anstarrten, lief diesem buchstäblich die Galle über. Diese jäh'e Überproduktion des gelben Saftes regte die Verdauung so mächtig an, daß Kroll unvermittelt starken Druck im Unterleib verspürte, der sich von Sekunde zu Sekunde noch mehr verstärkte. Er trat zwar unwillig von einem Bein aufs andere, aber es half alles nichts, der am Vorabend reichlich genossene junge Rhabarber, seine Lieblings Speise, verlangte immer dringender nach Auslaß.

Kurzentschlossen bestimmte Kroll daher den am Zaun lehrenden Schmied Fenske und den am Straßenrand im Gras hackenden Maurer-Polier Keschull zu Hilfspolizisten und trug ihnen streng auf, den "Arrestanten" bis zu seiner Rückkehr zu bewachen.

"Laßt ihn nicht aus den Augen, Kerls!" schärfte er den beiden ein, "bin gleich wieder da. Hab bloß was Wichtiges zu erledigen." Damit sauste er wie ein geölter Blitz davon, denn in seinem Bauch rumorte es schon verdächtig laut. "Wenn hei sick ma nich inne Hos' schiete deit", brummelte Keschull hinter ihm her, der das Rumoren deutlich vernommen hatte.

Während der Wachtmeister nur mit knapper Not das heimische Häuschen mit Herzchen erreichte und sich darin große Erleichterung verschaffte, harrten die unvermutet zu öffentlichen Ehren gekommenen beiden Hilfspolizisten bang der Dinge, die da kommen sollten. Gegen Max hatten sie auch zu zweit keine Chance, das wußten sie genau. Und von dem Schwarm Neugieriger, der sich ständig vergrößerte, hatten sie keine Hilfe zu erwarten. Was wurde Max anstellen? Das war hier die bange Frage.

Unterdessen war Wachtmeister Kroll in sein Haus gegangen und hatte sein herziges Weib geweckt, denn ihm war immer noch speübel zumute. "Hast dich jestern bestimmt bißchen überfressen, Willichen", stellte die dralle Schutzmannsfrau fest, als sie endlich nach vielem Gähnen aus den Federn gekrochen kam. Ihr Mann winkte jedoch energisch ab und grunzte etwas, das wie "Blödsinn" klang. Dann wurde er auf einmal grün-weiß im Gesicht und krümmte sich unter schneidendem Bauchweh, weil ihm wieder Max eingefallen war. Nach dem vierten Anfall riß er seinen Uniformrock vom Körper und raste wie von Furien gepeitscht zum vorbezeichneten Häuschen zurück. Er kam erst nach einer längeren Sitzung wieder und fühlte sich jetzt erst recht elend. Seine Frau verfrachtete ihn deshalb ins noch warme Ehebett, flößte ihm Hoffmannstropfen ein, rieb ihm den Unterleib mit Perubalsam ab und als das nichts half, machte sie ihm heiße Wickel und legte ihm eine Binde mit essigsaurer Tonerde auf die Stirn. Zwischendurch mußte Kroll immer wieder hinaus und seinem ungeheuren Grimm Luft verschaffen. Er trabte in der

nächsten Stunde, den Bauch mit heißen Wickeln und die Stirn mit kühlenden Binden umwunden, unablässig zwischen Haus und Häuschen hin und her, mal etwas langsamer, mal in verdächtiger Eile. An die Wahrnehmung seines Dienstgeschäftes konnte er überhaupt nicht denken. Fiel ihm der höhrende Max ein, dann war wieder ein Wettlauf mit dem Darmdruck fällig, so sehr wurmte ihn immer noch seine Ohnmacht am Gänseteich.

Unterdessen war es heller Tag geworden und am Dorfteich war die Lage immer noch unverändert. Schmiedemeister Fenske und Polier Keschull hielten brav auf ihren Posten aus und die große Schar der Neugierigen verharrte bei ihnen. Niemand wollte den spannenden Ausgang dieser aufregenden Geschichte verpassen. Eine Gänsefamilie, aus Mutter, Vater und einem Dutzend ganz reizender Kinder bestehend, schwamm um den reglos im Wasser stehenden Max herum und betrachtete ihn neugierig von allen Seiten. Aufforderungen vom Ufer her, doch endlich aufs Trockene zu kommen, ignorierte Max, ja, er antwortete nicht einmal darauf. Was niemand wußte und was auch niemandem auffiel: er streckte bis zu den Knien im zähen Schlamm, der ihn nicht losließ und in den er langsam aber stetig tiefer einsackte. Schon jetzt ragte nur noch ein Teil seiner Schultern aus dem trüben Teichwasser heraus. Allmählich wurde ihm aber das Ausmaß seines selbstverschuldeten Unglücks klar, zumal die Wasserkühle nicht nur seine Beine erstarrte, sondern ihm auch einen klaren Kopf bescherte.

Als ihm das Wasser bis zum Kinn stand, schreckten Fenske und Keschull aus ihrem monotonen Wachdienst auf, denn von irgendwo war ein zaghafter Hilferuf gekommen. Erst als Max sich zum zweitenmal meldete, diesmal etwas klangvoller, begriffen sie und fragten ihn begriffsstutzig nach seinem Begehren.

"Wenn ji mi hier nich bull ruthole deit, versup ick!" vermeldete Max kläglich und reckte verzweifelt den Hals aus dem Wasser. Einer von den Schaulustigen begriff als erster. Es war der Stellmachermeister Mischke, der mit einem Gehilfen zum abseits vertäuten Kahn rannte und eilig zu Max hinausruderte. Bei dessen Bergung blieben die neuen Halbschuhe für immer im Modder stecken. Aber besser die Schuhe als das Leben verlieren, dachte Max und stemmte sich über den Kahnrand.

Anschließend trabte er fromm wie ein Lämmchen zwischen Fenske und Keschull zur Gendarmeriestation, wo ihn ein immer noch käseweißer Wachtmeister empfing, der bei der Vernehmung unruhig hin- und herrutschte und dann und wann hastig aus dem Raum eilte, was Max einigermäßen verblüffte.

Und nun das Ende der Geschichte: Max wurde zu 50,00 Reichsmark Geldstrafe wegen Beamtenbeleidigung verdonnert. Eine Anzeige wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt hatte Kroll nicht erstattet aus welchen Gründen auch immer, und so kam der Übeltäter noch einmal mit einem blauen Auge davon.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 27.9.1986]

Das neue Motorrad

S.63-70

Wann Fischer Franz den Entschluß gefaßt hat, sich ein Motorrad zuzulegen, ist nicht überliefert, denn über seinen Plan hat er zu niemandem auch nur ein Sterbenswörtchen verlautbart. Und das entsprach ganz seinem Naturell, denn er war ein überaus schweigsamer Mensch. Mir ist nie wieder jemand begegnet, der auch nur annähernd so schweigsam war wie Franz Judaschke, der Fischer von den Schottower Seen.

Franz kam vom schönen Garder See zu uns, und von dort brachte er einen Kahn mit, der sogar segelfähig war und der größenmäßig eigentlich gar nicht auf unsere Seen paßte. Mit diesem Unikum ruderte oder segelte er tagtäglich auf seinen beiden Seen umher und fing mit Reusen und Stellnetzen Fische verschiedener Art und Größe. Seine besondere Spezialität war der Aalfang mit Nachtschnüren, eine Fangart, die er erst von Groß Garde in unsere Gegend mitbrachte, denn vorher hatte man davon wenig gewußt. Und diese Fangart, vereint mit dem hölzernen Aalfang im Schattow-Bach zwischen dem Großen und dem Kleinen Schattower See, ließ ihn ziemlich schnell wohlhabend werden oder doch das, was man damals darunter verstand. Immerhin brachte das Pfund Aal damals schon eine Reichsmark, und an manchem Sommertag wurde manches Faß, gefüllt mit springlebendigen Aalen, vom Bahnhof Jassener See nach Berlin auf den Weg gebracht.

Wer Franz zum erstenmal begegnete, hätte ihn für eine Vogelscheuche halten können, denn einer solchen glich er ziemlich frappierend. Seine dürre Figur umschlotterten viel zu weite Beinkleider, die in riesigen, faltenreichen, hüfthohen Lederstiefeln steckten, die immer penetrant nach Lederfett rochen. Eine viel zu weite Joppe mit so vielen Flickern übersät, daß die ursprüngliche Stoffart nicht mehr zu erkennen war und die vom vielen Fischschleim schon auf eine beträchtliche Entfernung herben Geruch verbreitete, dazu eine speckige Schiebermütze, die er nicht mal zum Schlafen abnahm,

vervollständigten seine Kleidung. An seiner Mütze war zu erkennen, wann Franz sein selbstgewähltes Schweigen zu brechen gedachte, denn dann begann der Mützenschirm zu wippen, erst langsam, dann immer schneller und wenn er endlich stillstand, war es soweit: Franz brachte das eine oder andere Wort heraus. Auf keinen Fall aber mehr, als unbedingt notwendig war.

Eine Sache für sich war auch seine Nase. Nicht weil sie lang, schmal und energisch gebogen war, sondern weil daran, gleichgültig zu welcher Jahreszeit, immer ein oder mehrere Tropfen hingen. Richtig ist, daß ihre Zahl in der kalten Jahreszeit größer war als in der warmen. Wir Kinder verfolgten gespannt, wenn der Tropfen größer und größer wurde und endlich auf die Joppe herabfiel.

Franz' Leben spielte sich überwiegend auf seinen Seen ab. Sein Domizil, ein Zimmer auf dem Dachboden unseres Hauses, suchte er nur selten auf, meist nur, um darin zu schlafen. Dort hauste er in einem umbeschreiblichen Durcheinander von Netzen, Reusen, Aalangeln, Netzgarn, Weidenruten, alten Lappen, einem wurmstichigen Bett, ebensolchem Nachttisch, einem Eisenofen nebst Kochtopf, Bratpfanne und Kaffeekessel, dazu ein Messer und ein Löffel. An weitere Utensilien kann ich mich nicht erinnern, und er hätte bei seiner spartanischen Lebensweise solche auch gar nicht gebraucht.

Und dann passierte die Geschichte mit dem Motorrad, die eigentlich ganz und gar nicht zu ihm paßte, denn er radelte bis dahin auf einem Drahtesel durch die Gegend, der noch aus den Anfängen des Fahrrads stammte und der deshalb auch entsprechend aussah - zu ihm allerdings paßte. Schwarzangler und Fischdiebe hatten es gut, denn sie hörten das Knirschen und Knarren der total verrosteten Kette schon auf eine beträchtliche Entfernung und konnten sich rechtzeitig in Sicherheit bringen.

Dem Motorradkauf voraus ging ein gutes Jahr mit reichlichen Aalen und anderen Fischen, die eine Menge Geld in die Kasse klingeln ließen, gepaart mit vielem Hinundherüberlegen, denn eine so große Anschaffung bedurfte gründlicher Abwägung. Endlich hatte Franz den Entschluß unumstößlich gefaßt und zog die Fahrt in die Kreisstadt in Erwägung. Aber wie dort hinkommen? Per Fahrrad ging es nicht, denn wie sollte er das Veloziped, das dann ja überzählig war, nach Hause bringen? Zu Fuß ging es aber auch nicht, weil der Weg zu weit war. Nun gab es zwar auch noch die Eisenbahn, aber das eigene wertvolle Leben einem so neumodischen Ding anvertrauen...? Er dachte lange und sehr gründlich nach und entschloß sich nach tagelangem inneren Ringen dann doch, sich auf die Bahn zu begeben.

Damit war allerdings die Frage aufgeworfen, was man da alles so zu bedenken hat. Irgend jemand hatte ihm verraten, daß man vor der Fahrt "am Schalter" "eine Karte" kaufen müsse, aber was es damit auf sich hatte, darüber hatte der Betreffende nichts geäußert. So entschloß sich Franz, Begerows Ella um Rat zu fragen. Die war in Bütow beschäftigt und fuhr meist mit der Bahn dorthin, sie mußte es folglich genau wissen. Als er ihr verlegen drucksend und mit vielem Mützenschirmwippen sein Anliegen vorgetragen hatte, versprach sie Hilfe, denn sie war von freundlichem Wesen. Ja, Ella besorgte ihm sogar die Fahrkarte, was Franz mit einem ganzen Bündel dicker Aale honorierte.

Und dann war der große Tag gekommen: Franz verließ sein spartanisches Quartier schon vor Tau und Tag und marschierte querfeldein zum Bahnhof Jassener See, wo er mehrere Stunden geduldig auf die Ankunft des Frühzuges nach Bütow wartete. Er zählte unterdessen umständlich seine Barschaft, die aus 700,00 Reichsmark bestand; fünf Blauen und einer entsprechenden Anzahl Zwanziger und Zehner. Das Geld hatte er buchstäblich zusammengekratzt und bisher in seinem Strohsack versteckt gehalten, weil er jeder Sparkasse mißtraute. Bei seiner anstrengenden Zählätigkeit geriet er ins Schwitzen, zumal er nie ein Rechenkünstler gewesen war. Als der Zug endlich sein Nahen mit deutlichem Läuten und Pfeifen ankündigte, stopfte Franz die Scheine rasch in die Brusttasche, die er mit einer Sicherheitsnadel sorgfältig zumachte und eilte dann, zum Äußersten entschlossen, auf den Bahnsteig. Das qualmende und rauchende Ungeheuer von Lokomotive hatte er bisher nur von fern gesehen, aus der Nähe flößte es ihm Respekt und Unbehagen zugleich ein. Dann genoß er es aber doch, behaglich auf der Holzbank in die Ecke des Abteils gedrückt, die Landschaft vorüberhuschen zu sehen, ohne auch bloß einen Fuß rühren zu müssen. Als hinter Neukrug und Pomeiske schon Bütow kam, fand er es erstaunlich, wie schnell das gegangen war. Viel schneller jedenfalls als mit dem Fahrrad.

Den Weg zum auch für Motorräder zuständigen Landhandel kannte er bereits, weil dem Ankauf zahlreiche Betrachtergänge vorausgegangen waren. Trotzdem wagte er sich erst am späten Nachmittag ins Geschäft hinein; wo er sich bis dahin aufgehalten hatte, blieb sein Geheimnis. Sicher hat er einen längeren inneren Kampf geführt, bis er sich zur entscheidenden Tat aufraffte. Mit dem Verkäufer wurde er rasch handelseins und bezahlte den geforderten Betrag, ohne zu murren. Was sein muß, das muß eben sein. Schwieriger wurde es allerdings, als ihm der Verkäufer die Funktion dieses technischen Wunderfahrzeuges erklärte.

Das brauchte seine Zeit, und vor Aufregung zeigte Franz eine nie gekannte Gesprächigkeit, denn ihm brannten tausend Fragen zugleich auf den Lippen. Endlich wagte er die erste Runde allein über den Hof, und er kriegte sogleich Spaß an der Sache und winkte bloß gravitatisch ab, als ihn der Verkäufer danach zu weiteren Informationen an der Ausfahrt erwartete. Er knatterte stattdessen auf die Straße hinaus und weil es nun schon auf den Abend zuging, stuckerte er als einziges Fahrzeug über das holprige Pflaster, von einigen Passanten ehrlich bestaunt. Motorradfahrer waren noch selten damals und besaßen ein Ansehen wie Oldtimerfahrer heute. Franz wußte dies und genoß das Ansehen sichtlich.

Er ratterte fröhlich am Marktplatz vorbei, und in der Lauenburger Straße bewegte er sogar schon vorsichtig den Drehgasgriff, ließ ihn aber gleich wieder zurückgleiten, als der Motor aufheulte. Erst auf der menschenleeren Chaussee nach Pomeiske setzte er das Spielchen mit dem Drehgas fort und freute sich jedesmal diebisch, wenn sein Zündappkrad gehorsam die Geschwindigkeit steigerte oder wieder verlangsamte, gerade wie es ihm gefiel. Ja, das machte richtig Spaß, und Franz war plötzlich fest davon überzeugt, daß viele Geld richtig angelegt zu haben. Bei Neukrug bog er in den Sandweg nach Bresinke ein und weil er nur im Schrittempo fuhr und an gefährlichen Flugsandstellen sich mit beiden Beinen abstützte, kam er ohne Sturz davon. In Bresinke hatte man auf sein Kommen schon seit der Mittagszeit ungeduldig gewartet, und alles lief trotz beginnender Dunkelheit aufgeregt schnatternd zusammen, als das Motorradgeräusch im Wald aus Richtung Neukrug näher kam. Ja und da kam Franz auf seinem Motorrad auch schon angefahren, zwar langsam, wie's ihm der Verkäufer in Bütow eingebleut hatte, und weil das ausgefahrene Wagengeleise auch keine schnellere Fahrweise zuließ, aber er konnte ruhig dasitzen und brauchte in keine Pedale zu treten, und das fanden alte Zuschauer ganz unerhört und doll und riefen ihm das auch begeistert zu. Franz knatterte stolz wie der berühmte Graf Koks von der Gasanstalt an ihnen vorbei und würdigte sie nicht mal eines Blickes. Darauf rannte alles aufgeregt zu unserem Haus, weil man folgerichtig erwartete, daß er dort anhalten und das Gefährt endlich zur Besichtigung freigeben werde. Aber dem war nicht so. Enttäuscht sahen die Neugierigen hinter Franz drein, der den Weg nach Groß Nossin entlang fuhr und in der Birkenallee verschwand. Das Motorengeräusch wurde allmählich schwächer, näherte sich aber nach einer Weile wieder, und dann rattete Franz abermals durchs Dorf. Wieder war die allgemeine Enttäuschung riesengroß, als er in Richtung Eichenau über die Felder davonfuhr. Nachdem er zum drittenmal sein Spielchen mit den Neugierigen getrieben hatte und diesmal nach Jerschwitz verschwunden war, gingen die ersten wutentbrannt nach Hause. Sie hatten

dem Fischer soviel Überheblichkeit nicht zugetraut und brachten ihren Unmut darüber mehr oder weniger drastisch zum Ausdruck.

Nach der sechsten Dorfdurchfahrt harrten nur noch ein paar unentwegte Jugendliche am Wegrand aus, zumal es mittlerweile stockdunkel geworden war. Sie vertrauten darauf, daß der Fischer früher oder später schon wegen Benzinmangels anhalten mußte. Aber ihre Geduld wurde noch auf eine harte Probe gestellt, denn Franz fuhr immer wieder an ihnen vorbei und schien überhaupt nicht ans Anhalten zu denken. Sie mußte ihm ungeheuren Spaß machen, diese Fahrerei.

Was niemand wußte und auch nicht ahnen konnte: Er hatte sich bei der überstürzten Abfahrt in Bütow nicht erklären lassen, wie man den Motor abstellt, und so blieb ihm gar nichts anderes übrig, als ununterbrochen weiterzufahren. Dabei wurde das bei der Dunkelheit immer gefährlicher, weil er an die Karbidlampe während der Fahrt nicht herankam.

Bei der siebenundzwanzigsten Vorbeifahrt kam er bei der Sandkaule ins Schleudern und flog mitsamt seinem Motorrad ins Wagengeleise. Er rappelte sich zwar unverletzt hoch, stand dann aber wie ein begossener Pudel vor seinem weiterknatternden Krad, dessen Hinterrad sich wie verrückt weiterdrehte. Die herbeistürzenden Jungen brachten den Motor des verflixten Dings endlich zum Stillstand und stellten es auf die Räder, wie es sich gehört. Franz nahm sein Krad wortlos in Empfang und schob damit ab und weil er sich schämte, verschwand er gleich auf seine Bude und ließ sich tagelang nicht mehr sehen. Es war ja Sommer, da kampierte er am See.

Das Krad stand ungefähr eine Woche unbenutzt im Holzschuppen herum. Endlich traute er sich wieder nach Hause und ließ sich von meinem Bruder Herbert die noch unerforschten Geheimnisse dieses tückischen Vehikels zeigen. Danach sah man Franz aber nur noch mit seinem Motorrad durch die Gegend fahren. Sprach ihn doch mal einer auf sein Mißgeschick an, wippte er bloß mit dem Mützenschirm und schwieg sich aus. Damit tat er das Klügste, was er in seinem Fall machen konnte.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 20.12.1986]

Drei Salven für Harras

S.71-74

Als Senkels Harras starb, herrschte Staatstrauer. Nicht im ganzen Reich, das wäre übertrieben gewesen, wohl aber im Vorwerk Zeromin und dort ganz besonders im Forsthaus. Harras war ein Deutsch-Drahthaar-Rüde von vorteilhaftem Aussehen und besonderen Tugenden gewesen, dem gewissermaßen bloß noch die Sprache gefehlt hatte. Wen wundert es da noch, daß ihm sein Herrchen, der Gutsförster Senkel, bittere Tränen nachweinte und mit Gott und der Welt haderte. Dabei war Harras immerhin vierzehn Jahre alt geworden, hatte also für Hunde ein geradezu biblisches Alter erreicht, aber das änderte nichts an Senkels herben Schmerz.

Was dem alten Herrn den Abschied von dem treuen Tier ganz besonders bitter machte, war die Tatsache, das Harras ihm zweimal das Leben gerettet hatte. Einmal hatte auf der Schweißfährte eine grobe Sau den Förster aus dem Hinterhalt angegriffen und zu Boden geworfen, wo sie wutschnaubend über ihn hergefallen war. Wäre der wackere Harras ihm nicht zu Hilfe gekommen, es wäre damals aus gewesen mit ihm. So kam er mit einem angeflickten Bein und dem gehörigen Schrecken noch einmal davon, und die Sau war tot auf dem Platz geblieben. Beim zweitenmal war es zwar weniger dramatisch, deshalb aber keineswegs weniger gefahrvoll zugegangen. Bekanntermaßen kippte Senkels Franz, wie die meisten Jagdgenossen übrigens, keine vollen Gläser um. Bei der Heimkehr von einem gewaltigen Schüsseltreiben am Schloßberg entlang war er in einer kälteklirrenden Winternacht im Schnee auf dem Bahndamm ausgerutscht und so unglücklich auf die Schienen gefallen, daß er ein Bein gebrochen hatte und nicht mehr von der Stelle kam. Bei dem herrschenden Frost wäre es nur eine Frage weniger Stunden gewesen, bis der Tod den Nimrod heimgeholt hätte, aber da war es wieder Harras gewesen, der Freund Hein einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte. Er war nach Hause gelaufen und hatte an der Haustür so lange gekratzt und gewinselt, bis die Försterfrau aufgewacht war und die Situation schlagartig überblickt hatte. Gemeinsam mit dem eilends geweckten Hofmeister Nitz, ihrem Hausnachbarn, war sie dem aufgeregten Harras gefolgt, und sie hatten den schon halberfrorenen Grünrock gerade noch rechtzeitig in die lebenspendende Wärme heimholen können.

Und nun war Harras den Weg alles Irdischen gegangen und hatte sein Herrchen allein gelassen. Senkels Franz war ein Mann, der im allgemeinen mit beiden Beinen fest auf der Erde stand, aber dieser Situation zeigte er sich nicht gewachsen. Was sollte er ohne seinen geliebten Harras anfangen? Eine

Frage, die nur schwer zu beantworten war. Nachdem sich der Förster einigermaßen gefaßt hatte, dachte er über eine würdige Bestattung seinen Jagdkameraden nach, und er hatte zunächst die feste Absicht, ihn auf dem Kirchhof dort beizusetzen, wo er selbst einmal ruhen würde. Seine Frau hatte große Mühe, ihm dieses Vorhaben auszureden. Aber was dann? Es kam gar nicht in Frage, den treuen Hund irgendwo am Waldrand zu verscharren, wo ihn dann womöglich irgendein gefräßiger Fuchs ausrodete und ihn auf seine Weise endgültig bestattete.

Senkel überlegte lange und gründlich und kam erst nach einem ausgiebigen Gespräch mit Revierförster Borraß, seinem Jagdnachbarn, zu einem gültigen Schluß. So trafen sich denn drei Tage nach Harras' Ableben an einem kalten Novembertag, als die Sonne nur ab und zu mal durch den Hochnebel brach, sieben würdige Herren auf der Kuppe des Schebschen Bergs, alle der Begebenheit entsprechend gekleidet, um Harras die letzte Ehre zu erweisen. Diesen erhabenen Ort hatte Senkel deshalb ausgewählt, weil der treue Hund von da oben den weitesten Ausblick hatte.

Auf einer kahlen Stelle, die im Frühling den Auerhähnen als Balzplatz diente, inmitten einer dichten Fichtenschonung, war Harras in einem Kindersarg aufgebahrt mit reichlich Tannengrün unter seinem struppigen Haupt. Senkel hielt eine ans Herz greifende Trauerrede, bei der er immer wieder mit zitterndem Kinn abbrechen mußte, so nagte auch jetzt wieder der große Schmerz an ihm. Alle Anwesenden hatten feuchte Augen. Es waren die Revierförster von Eichenau und Reiherhorst, Borraß und Utech, die Jagdpächter von Bresinke und Klößen, Sonnenburg und Wittke, ein schwedischer Jagdgast aus Jerskewitz namens Letander und Senkels Franz mit seinem besten Freund, dem pensionierten Hegemeister Ferch. Herr Letander, der sich beim Gutsbesitzer aufhielt und der von Senkel oft ins Revier begleitet worden war, sah dem absonderlichen Treiben seiner deutschen Jagdgefährten zuerst abwartend zu, bekam aber allmählich Gefallen daran und teilte dann sogar die tiefe Rührung der anderen, wie an seinem unaufhaltsamen Tränenstrom deutlich zu erkennen war. Nach Senkels ergreifenden Worten hob Borraß das Waldhorn und sandte das Halali in den stillen Wald hinein, während die als besonders verschwiegen geltenden Waldarbeiter Dobersalske und Schlotke den Sarg zumachten und danach ins Grab absenkten. Anschließend erteilte Utech ein scharfes Kommando und die Nimrode nahmen beiderseits der offenen Grube Aufstellung. Nachdem sie ihre Flinten von der Schulter genommen hatten, befahl er weiter: "Laden!" Und als das geschehen war: "Legt an! Gebt Feuer!" Die erste Salve krachte und noch zwei weitere folgten, wie es sich in einem solchen Fall nun mal gehörte. Dann schaufelten die

Waldarbeiter hastig das Grab zu und eilten gemeinsam mit Senkel, der bei ihnen verharret hatte, hinter den anderen her den Berg hinunter. Sie strebten alle "Borks Krug" in Lupowske zu, in den Senkel zum "Fellversaufen" eingeladen hatte.

Und weil er sich nicht lumpen ließ, schlug die anfangs bedrückte Stimmung rasch um und nach dem üppigen Schweinebraten und einigen Verdauungsschnäpsen schallten bald frohe Jagdlieder durch die Schankstube, in der die alte Wirtin häkelnd hinter der Theke saß und sich leise mit ihrer blonden Tochter Frieda unterhielt. Als sie den Marsch Weidmannsheil sangen, da kriegte Senkel ganz blanke Augen, wußte er doch genau, daß sie es zu Ehren seines Harras taten, dem sie alle zugetan gewesen waren.

Das frohe Treiben der sieben Nimrode bekamen einige andere Gäste im Krug in den falschen Hals, und so war in den nächsten Tagen die Rede davon, daß "eine hohe Persönlichkeit gestorben" wäre, und der allgemeine Verdacht richtete sich auf den Forstmeister, der wenig erbaut war, als er davon hörte.

Man trennte sich erst spät in der Nacht und als Herr Letander mutterseelenallein den einsamen Weg von Zeromin nach Jerskewitz zum Gutsschloß dahin wankte, hatte er immer wieder das Gefühl, er spüre Harras' Kopf an seinen Knien. Am nächsten Morgen war er sich seiner Sache aber nicht mehr ganz sicher. Immerhin nahm sich der Schwede vor, seine Jagdhunde, wenn's mal soweit sein würde, ebenso würdig zu bestatten, wie er es bei seinen deutschen Jagdgenossen miterlebt hatte, als sie den DD-Rüden Harras auf dem Schebschen Berg beim Herrmannshof zu Grabe trugen.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 15.4.1989]

Sommernachtsball in Sepnitz

S.75-84

Pethkes Albert hatte sich was ganz Neues ausgedacht, um sich beim holden Geschlecht ins gute Licht zu setzen. Nötig wäre das eigentlich nicht gewesen, weil er ein gutausssehender junger Mann und dazu noch der einzige Sohn eines Bauern aus Bresinke war. Er versprach also so oder so für jede heiratsfähige Maid das zu werden, was man allgemein unter einer guten Partie versteht. Und "Not am Weib" war es auch nicht gerade, was ihn zu der neuen Methode veranlaßte, es ist möglich, daß er ein bißchen angeben wollte. Seine neue "Masche", die holde Weiblichkeit zu beciren, hatte er schon ein

paarmal mit großem Erfolg ausprobiert. Sie bestand darin, daß er sich besonders eigen anzog, wenn er zu den Tanzvergnügen aufbrach, sich einen falschen Schnurrbart anklebte und zu allem Überfluß auch noch eine Goldrandbrille aufsetzte, die allerdings bloß Fenstergläser hatte. Bei seinen Gesprächen mit den jungen Mädchen ließ er nicht ungeschickt einfließen, daß er Junglehrer sei und seine feste Anstellung nur noch eine Frage der Zeit wäre. Voraussetzung war bei allem natürlich, daß er weit genug von seinem Heimatdorf entfernt auftrat.

Nun wird sich jeder vorstellen können, daß seine Aussage die betreffenden Mädchen ganz dammlich machte und sie ihn umschwärmten, wie die Motten das Licht. Die verlockende Aussicht, als angesehene Lehrerin tagtäglich - und nicht bloß sonntags in feinen Kleidern herumzustolzieren und mit Leuten wie dem Herrn Pastor gesellschaftliche Kontakte zu pflegen, überwog bei Weitem die nicht gerade berückende Gewißheit, als Bäuerin hart arbeiten und jeden Tag schon um fünf Uhr in der Herrgottsfrühe aufstehen und die Kühe melken zu müssen.

Eine Gefahr blieb "Lehrer Albert" allerdings bei seinem Treiben, daß ihm nämlich die jungen Burschen gehörig das Fell gerbten, sofern er ihnen gar zu frech die Bräute wegstibitzte. Lehrer hin, Lehrer her, irgendwo sind schließlich Grenzen gesetzt, die eingehalten werden müssen, ob das jemandem nun gefällt oder nicht. Gegen diese nicht gerade rosigen Aussichten hatte Albert aber eine geschickte Taktik entwickelt, die ihn bisher vor Handgreiflichkeiten bewahrt hatte: Er wechselte nämlich das Feld seiner Tätigkeit immer dann, wenn er merkte, daß die männliche Dorfjugend gegen ihn etwas im Schild führte. Außerdem legte er gesteigerten Wert darauf, immer zwei kräftige Kumpels bei sich zu haben, die ihm, sofern das nötig war, den Rücken freihielten. Daß er sie dafür seinerseits freihalten mußte, störte ihn nicht, weil er dieses Geld gut angelegt glaubte. Und die beiden, es waren Brauns Walter und Rosins Willi, dankten ihm seine Freigiebigkeit mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit, entstammte der eine doch einer starkzähligen Familie, während es dem anderen an einem Vater mangelte, folglich Geld bei ihnen immer rar war.

So hatten die drei schon alle Dörfer zwischen Rathsdamnit im Norden, Jassen im Süden, Lupow im Osten und Morgenstern im Westen abgegrast, als es Kopelkes Max in Sepnitz in den Sinn kam, einen Sommernachtsball anzuberaumen. Das allein hätte Albert zwar noch nicht verlockt, dem winzigen Ort zwischen Pomeiske und Bütow, nahe der Bahnstrecke an einem See gelegen, seine Aufmerksamkeit zu schenken, doch hatte der geschäftstüchtige Max zusätzlich verlautbart, daß im Rahmen der bekannten

Musikkapelle Klawitter aus Bütow auch Patzlaff dabei sei, der mit seiner Tuba Fensterscheiben zum Zerspringen bringen konnte. Patzlaff hatte sonst seine eigene Kapelle. Diese Tatsache gab neben der berechtigten Hoffnung, daß auch eine anständige Zahl von jungen Damen aus der Stadt Bütow neben den sowieso erwarteten Dorfmadchen aus Neu-Bütow da sein würde, den Ausschlag.

Als Heinrichs Emil hiervon erfuhr, war er gleich so begeistert, daß er seine Teilnahme fest zusagte, was Albert froh stimmte, weil er in Sepnitz sozusagen vollkommenes Neuland betrat. In einem solchen Fall konnte ein "Gorilla" mehr nur von Vorteil sein. In der Vorfreude auf die "städtischen" Damen war er leichtsinnig genug, auch Emil für diesen einen Abend "Getränke frei nach Wahl" auf seine Rechnung zu versprechen, was sich als ein großer Fehler erwies, weil der stets einen unbändigen Durst hatte und zudem auch in der Wahl des Getrunkenen durchaus nicht mäklig war.

Gerade für dieses Vergnügen machte sich Albert vor dem großen Spiegel in der Schlafstube seiner Eltern besonders hübsch zurecht, traute er doch den Bütower Mädchen einen außergewöhnlichen kritischen Blick zu. Er schmückte sich diesmal mit einem Menjou-Bärtchen, seiner neuesten Errungenschaft, und einer Fliege, statt der sonst üblichen Krawatte, die ihn sowieso aus dem Gewimmel der anderen Jungmannen hob. Nicht zuletzt aber vertraute er auf die neuen Knickerbockerhosen, die er heute zum Sakko anzog. Solcherart aufs beste ausgerichtet, radelte er mit seinen drei Kumpanen bei Anbruch der Dunkelheit aus dem Dorf, um nicht von Bekannten gesehen zu werden, die ihn sonst unweigerlich als einen "dämlichen Hund" eingestuft und ihre Witzeleien gemacht hätten. Und gerade das wollte Albert nicht, legte er doch auf Reputation gesteigerten Wert. Er fuhr an der Spitze mit seinem Rad, dessen dicke Ballonreifen den Vorteil hatten, daß er damit sämtliche tückischen Flugsandstellen souverän meisterte, während die drei anderen dort entweder absteigen und schieben mußten oder wie Heinrichs Emil zweimal Bauchlandungen machten. Albert hatte außerdem als einziger moderne elektrische Beleuchtung an seinem Drahtesel, die weit heller strahlte als die Karbidfunzeln der anderen, die auch noch bei jedem Windstoß ausgingen. Die plundrigste Chaise hatte zweifellos Emil, der die Schadstellen beider Reifen auch noch mit dickem Bindfaden umwickelt hatte, was eine schnelle Fahrt zusätzlich erschwerte. Kein Wunder also, daß er gleich in Neukrug abstieg und auf "Erdmanns Krug" zusteuerte. "Underweijens gift dat Derscht", murmelte er und stellte das Rad gegen die Wand. Als sie eine halbe Stunde später weiterfuhren, rieb sich Erdmanns Karl die Hände und Albert bereute es längst, die Spendierhosen angezogen

zu haben, denn Emil hatte seinem bekannten Durst wieder mal alle Ehre gemacht. Und weil er eben an keiner Kneipe vorbei kam, wurde auch noch bei Schwichtenberg in Klein Pomeiske "ma rinjekuckt" und danach auch der Krug in Groß Pomeiske nicht ausgelassen, wo Albert gleichfalls wieder berappen mußte. Seine angeschlagene Laune besserte sich allerdings schlagartig, als sie in Sepnitz ankamen, wo der bescheidene Saal sozusagen gesammelt voll war, und zwar hauptsächlich von Stadtvolk, wie alle vier sachkundig feststellten.

Sie verwahrten ihre Räder vorsichtshalber ein Stück vom Krug entfernt im Busch, sich somit einen Fluchtweg offenhaltend, denn man konnte niemals wissen. Während sich Emil gleich an der Theke postierte und ein Bier und einen Klaren nach dem anderen stemmte (Albert zahlte ja!), setzten sich die anderen zu zwei jungen Mädchen an den Tisch, die merkwürdigerweise allein waren und die sich zuerst auch recht wortkarg und mürrisch zeigten. Sie tauten aber ziemlich schnell auf, als Albert eine "Pulle Sekt" auffahren ließ und den Mädchen eigenhändig von dem kostbaren Naß einschenkte, die so etwas in ihrem ganzen Leben noch nicht getrunken hatten. Zu seiner herben Enttäuschung meinte die eine denn auch sofort nach dem ersten Probeschluck: "Schmeckt wie Braus', bloß noch was saurer." Aber so ist das eben im Leben, wenn man jemandem was Gutes tun will. Von der Theke her, wo sie ihren Grimm hinunterspülten, verfolgten die Freunde der Mädchen das "ruchlose Treiben" ihrer Schönen, mit denen sie kurz vor dem Erscheinen der Bresinker einen handfesten Krach gehabt hatten. Besonders verwerflich fanden sie es, daß sich diese "den fremden Kerls" regelrecht an den Hals warfen.

"Teift ma, ich war juch all!" knirschte der breitschultrige Kurt aus Neu-Bütow und fuchtelte seinen Kumpels mit seinen bratpfannengroßen Händen beängstigend vor der Nase herum. Heinrichs Emil stand dabei und hätte eigentlich Lunte riechen müsse, doch der viele Alkohol hatte ihn schon ganz maddrig gemacht im Kopf, so daß er sich nichts dabei dachte. Übrigens war es auch der hühenhafte Kurt gewesen, der die Neu-Bütower männliche Jugend vor dem Vergnügen kurz und knapp mit den Worten eingestimmt hatte: "Unsre Hühner treten wir selbst!" Davon ahnten Albert und die anderen jedoch nichts, und so braute sich allmählich ein Gewitter um sie herum zusammen, wie man es im Bereich des verschwiegenen Gillingsees niemals zuvor erlebt hatte.

Albert war dieweil in bester Stimmung, lachte und scherzte, wie es seine Art war, und erzählte den Mädchen ausgedachte Anekdoten aus seiner "Schulmeisterzeit". Und diese wollten sich ausschütten vor Lachen, stand doch schon die zweite Flasche Sekt auf dem Tisch. Ehe das Unwetter los-

brach, landete Albert aber noch einen Coup, der ihm den Beifall aller Anwesenden einbrachte: Er ließ von den Musikern einen Tusch blasen und rief von der Bühne aus der neugierig nach oben schauenden Menge zu: "Meine Damen und Herren! Jetzt sing ich dat schöne Lied 'Ick stand auf hohem Berg' noch der Melodie 'Worüm krippst du so hoch'! Der letzte Halbsatz war ihm in der Aufregung auf Platt herausgerutscht, was er sich als "Lehrer" als unfein abgewöhnt hatte, aber das fiel nicht weiter auf, und es brandete lauter Beifall auf. Die Mädchen am Tisch feierten ihn sogar wie einen richtigen Helden. "Sie sind aber uch einer, Herr Lehrer!" rief Friedchen, und ihre Freundin Erna ergänzte: "Up so wat mutt ma ober uck irst ma kome!" Ihre plattdeutsche Feststellung mochte zwar gutgemeint sein, bedeutete aber trotzdem das Aus für sie, weil sich Albert von jetzt ab nur noch um Friedchens Gunst bemühte. Aber nicht mehr sehr lange, denn von der Theke herüber waren richtige Urlaute zu vernehmen- die nichts Gutes bedeuteten. Kalt ließen sie bloß Heinrichs Emil, der mit glasigem Blick immer noch einen Korn hinter die Binde kippte.

Der nächste Tanz war eine Damenwahl, bei der Patzloff mit seiner Tuba wieder so richtig zum Zuge kam. Die Kapelle spielte den Walzer "Donauwellen", und er "tubte" so gewaltig, daß Kopelkes Max sicherheitshalber auch noch die letzten Fensterflügel aufriß. Friedchen hatte Albert aufgefordert und hing mit verliebten Augen in seinen Armen. Er war schon ein Kerl nach ihrem Geschmack, dieser Egon Wolske aus Radensfelde (so hatte sich Albert listig am Tisch vorgestellt), ganz was anderes als ihr Kurt, dieser Unnosel, der sich an der Theke jedesmal so volllaufen ließ, daß er am nächsten Tage überhaupt nicht mehr wußte, was losgewesen war. Im Moment warf er ihr Blicke zu, die sie getötet hätten, wenn sie spitze Pfeile gewesen wären. Friedchen ignorierte die bösen Blicke ganz bewußt und schmiegte sich noch fester in Alberts Arme, denn was war Kurt schon gegen diesen Junglehrer? Als sie ihm das nächstmal beim Vorbeitanzen übermütig die Zunge rausstreckte, rastete Kurt allerdings endgültig aus und stieß einen Schrei aus wie ein Brunfthirsch, einen Schrei, von dem später behauptet wurde, Gutsbesitzer v. Schwerdtner habe ihn noch auf seiner Veranda in Groß Pomeiske gehört. Zugleich packte er mit seiner riesigen Hand zu und umfaßte Friedchens gertenschlanke Taille, daß sich Daumen und Zeigefinger vorn schlossen und sie wie mit einem Schraubstock festhielten. Fest hielt sie auch Albert, der gar nicht daran dachte, seine neueste Eroberung preiszugeben, was sich aber als ein Kardinalfehler erwies. Kurts unmenschlicher Brunftschrei war nämlich für seine Kumpane das Signal zum Angriff gewesen. Friedchen wurde brutal aus Alberts schützenden Armen gerissen und schrie ihrerseits gellend auf, während ihrem neuen Liebhaber ein Faustschlag die teure Goldrandbrille

zerschmetterte und ihm das Blut aus der Nase schießen ließ. Der nächste Hieb riß ihm die Oberlippe auf und ließ seinen falschen Bart verrutschen, so daß er plötzlich wie ein Jahrmarktsclown aussah.

"Kiekt eis! Kiekt eis! Dat is jo'n Hochstapler!" brüllte einer von den jungen Kerlen, die ihn umringten, triumphierend, worauf erst richtig auf ihn eingedroschen wurde. Während Heinrichs Emil auch weiterhin stumpfsinnig an der Theke lümmelte und sich einen Dreck um das scherte, was um ihn herum vorging, besannen sich Willi und Walter auf ihre Pflichten und wollten ihrem Gönner zu Hilfe kommen. Aber schon der Versuch dazu wurde im Keim erstickt, weil Walter nämlich "eins über die Rübe gezogen" kriegte, daß er in den Knien weich wurde, und Willi tagelang das linke Auge nicht mehr aufmachen konnte.

"Rut hier!" entschied Walter deshalb auch taktisch vollkommen richtig. Und weil der Ausgang versperrt war, stürmte er auf das erstbeste Fenster zu und hechtete sich hinaus in die pechschwarze Nacht. Er fiel in hohe Brennesseln und versengte sich so mörderisch das Gesicht, daß seine Stirn und Wangen von zahllosen Pusteln entstellt waren. Zu allem Überfluß sprang Willi ihm auch noch mit beiden Füßen ins Kreuz. Dann zappelten sie sich aber hoch und rannten, Walter mehr humpelnd als laufend, fluchend auf ihre versteckten Fahrräder zu. Anschließend strampelten sie, den schmalen Weg mehr ahnend als erkennend, hechelnd dahin, zum Anzünden der Karbidlampen kamen sie erst auf der Stolpebrücke bei Neukrug. Dort versorgte Walter außerdem seine mächtige Beule auf dem Kopf, indem er das in Wasser getauchte Taschentuch als Linderung darüber band. Die Neu-Bütower hatten sie so auf den Schwung gebracht, daß sie immer noch ganz durcheinander waren und ihren Kumpan Albert völlig vergessen hatten.

Der hatte unterdessen auch den Weg ins Freie gefunden, sogar durch die Tür, wenngleich auch unfreiwillig und mittels einem Dutzend starker Fäuste durch die Luft befördert. Sie hatten ihm das "Jackstück vertobakt", wie er es noch nicht erlebt hatte. In seiner flatternden Todesangst stürzte er zuerst in der verkehrten Richtung davon, was ihm allerdings zur Rettung wurde, weil ihn die wütenden Neu Bütower in Richtung Gillingsee sachtten, wie johlende Stimmen im stockfinsternen Wald eine ganze Weile verrieten.

Als Albert endlich auf seinem Drahtesel mit den dicken Ballonreifen davonstrampelte, schaltete er am Gillingsee mit einem Fuß den Dynamo ein und wunderte sich nicht wenig, warum die elektrische Lampe rotes Licht spendete. Erst noch einer Weile begriff er, daß es von dem Blut kam, das ihm die Augen verkleisterte. So machte er vor der Chaussee halt und wusch

sich das Gesicht sauber, wobei ihm der ganze Jammer seiner augenblicklichen Situation erst so richtig bewußt wurde. Als er weiterfuhr, war sein Gesichtskreis auch nicht viel größer, weil ihm die Lider immer mehr zuschwellen.

Unter der alten Eiche vor Bresinke warteten Walter und Willi auf ihn, der ihr runzeliges Karbidlicht zuerst für den aufgehenden Mond hielt und die beiden um ein Haar umgefahren hätte. So bremste er in letzter Sekunde scharf ab, sprang vom Rad und stellte sie sogleich barsch wegen angeblicher "Feigheit vor dem Feind" zur Rede. Das ließen die zwei nicht auf sich sitzen, und sie zeigten statt wortreicher Gegenerklärungen bloß wortlos auf ihre riesigen Beulen und Willis zugeschwellenes blaues Auge. Daraufhin legte sich Alberts Grimm einigermaßen, weit ja geteiltes Leid bloß halbes Leid ist, und sie gingen zu Willis Mutter Bert und klopfen sie aus dem Bett. Als diese die drei "wankenden Gestalten" sah, fragte sie nicht lange, sondern zerriß ein Bettlaken in viele Streifen und verpflastete alle drei damit, Albert sogar so gründlich, daß er wie eine altägyptische Mumie aussah, als er nach Hause ging. Dort fiel seine alte Mutter bei seinem Anblick erst mal in eine tiefe Ohnmacht. Als sie wieder zu sich gekommen war, schwindelte Albert ihr etwas von einem Zusammenstoß mit einem Rehbock vor, der ihm mit seinen "Hörnern" das Gesicht aufgeschlitzt hätte. Danach kroch er ins Bett und ließ sich tagelang nicht mehr unter den Leuten blicken. Als er sich endlich doch wieder ins Dorf wagte, stellte sich heraus, daß irgend jemand gequatscht hatte, weil alles über die Abreibung lachte, die er beim Sommernachtsball in Sepnitz bekommen hatte. Nicht zu Unrecht verdächtigte er Heinrichs Emil diesen Hund, und deshalb wollte er ihm zuerst auch nicht das Geld geben, das der bei Kopelke für die nicht unbedeutliche Zeche ausgelegt hatte. Letztendlich berappte er aber doch, denn versprochen ist versprochen.

Daß Albert noch mal irgendwo mit falschem Bart und Fensterglasbrille aufgekreuzt ist, wurde nicht bekannt. Aber die jungen Mädchen in der Umgebung redeten noch lange von dem "jungen Lehrer" und wunderten sich über dessen unerklärliches Verschwinden. Sie waren um eine Illusion ärmer geworden.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 1.7.1989]

Der Mondzauber

S.85-91

Lemms Erna stand in der Kirche vor dem Herrn Pastor und strahlte vor Glück, denn diese Stunde hatte sie schon seit einer ganzen Reihe von Jahren herbeigesehnt. Merkwürdig war bloß, daß sie den, der ihr angetraut werden sollte, bloß ganz verschwommen sah. Und noch merkwürdiger, daß sie sich an ihn so gar nicht erinnern konnte. Sie blickte verstohlen zur Seite und wurde vor Schreck wach. Mit einem Gemisch von Furcht und Niedergeschlagenheit lag sie eine ganze Weile da und starrte in die vom Mondlicht durchflutete Stube. Nebenan schlug die alte Standuhr von Brauns gerade die Mitternachtsstunde und Erna wurde noch unheimlicher zumute.

Der Kerl nämlich, der in der Kirche neben ihr gestanden hatte, daran erinnerte sie sich ganz genau, war ein wildfremder Mensch gewesen, den sie nie in ihrem ganzen Leben jemals gesehen hatte. Das war um so eigentümlicher, als sie in der näheren und weiteren Umgebung so ziemlich alles kannte, was lange Hosen anhatte. Und das waren nicht gerade wenige Kerle.

Und dann durchfuhr das still daliegende Mädchen noch einmal ein Schreck, wenn möglich sogar noch entsetzlicher als der von vorhin, der ihren schönen Traum so jäh beendet hatte: ihr wurde schlagartig bewußt, daß sie mit ihrem nahezu dreißig Lenzen ein spätes Mädchen war! Das war eine bittere Erkenntnis, die sie deshalb auch immer von sich geschoben hatte, wie das manche Menschen mit unangenehmen Tatsachen zu machen pflegen.

Erna spürte, wie sich plötzlich sämtliche Haare an ihrem Körper sträubten, was unter dem Federbett ein deutliches Rascheln hervorrief, weil sie nämlich an den Beinen mit ganz besonderer Haarpracht gesegnet war. Schuld daran war sie selbst, weil sie nämlich Brauns Walters spöttische Bemerkung aber ihren damals viel weniger ausgeprägten Haarwuchs an den Beinen zum Anlaß genommen hatte, mit Vaters Rasiermesser an ihrem Unterbau herumzuschaben. Das hatte für den Augenblick auch geholfen, dann aber dazu geführt, daß die Haare nur noch mehr gewachsen waren. Zuletzt hatte sie beinahe täglich zum Rasiermesser greifen müssen, um die heftig sprießenden Beinhaare einigermaßen im Zaum zu halten - bis sie es seufzend aufgegeben hatte und seither eine schon merkwürdig anmutende Haarpracht an ihrem Untergestell ihr eigen nannte. Wintertags war das ja einigermaßen praktisch, weil es nicht nur wie Mohairstrümpfe aussah, sondern auch so wärmte, aber sommertags...

Das war indes nicht alles, was Erna in den Augen der Männer nicht besonders attraktiv machte. Ihr fehlte nämlich im Oberkiefer auch noch ein Schneidezahn, dessen Mangel sie beim Lachen nicht reizender machte, auch wenn sie sich darüber hinwegtröstete, indem sie meinte, unter zweiunddreißig anderen falle ein fehlender gar nicht auf. An die vielen Sommersprossen hatte sie sich längst gewöhnt gehabt, als Rosins Willi, dieser Schubiak, seinen beißenden Spott darüber ausgegossen hatte. Seitdem fehlte "Schwanenweiß" nicht mehr unter ihren Toilettensachen. Schlimmer noch hatte sie Stoys Emils Bemerkung getroffen, sie stamme vermutlich "aus Münchenglattbach", schließlich wußte sie selbst, wie "schwach auf der Brust" sie war. Dann war da auch noch die Sache mit den fehlenden drei Fingern an ihrer linken Hand, die ihr Ruhnows Willis Dreschmaschine abgerissen hatte, als sie dort beim Garbeneinlegen half. Längst hatte sie erkennen müssen, daß Männer Mädchen mit zehn Fingern denen mit deren sieben vorziehen. Es war das erstmal in dieser Nacht, daß Erna sich die eigenen Mängel schonungslos vor Augen hielt, und so keimte in ihr die schmerzliche Ahnung auf, daß die wenigen amourösen Abenteuer unter Begerows uraltem Fliederbusch, die sie gehabt hatte, vermutlich alles sein würde, was ihr das Leben in dieser Hinsicht zu bieten gehabt hatte. Erna schossen Tränen der Verzweiflung in die Augen und sie schluchzte so heftig auf, daß ihr Bruder Siechel, mit dem sie die Stube teilte, sich aufrichtete und verschlafen fragte: "Wat ist denn, Ernake?" Sie blieb ihm eine Antwort schuldig und drückte sich nur unter den Federberg, wo sie ihren Kummer weiterhin rausheulte.

Erna gehörte allerdings nicht zu den Menschen, die ein ihnen auferlegtes Los stillschweigend hinnehmen. Sie dachte lange und gründlich nach und kam dabei auf die olle Mielkesche in Lupowske, die mit ihren ältlichen Töchtern in einem grünbemoosten Katen am Ortsausgang nach Bresinke hauste, und von der es hieß, sie könne "mehr als bloß Brot essen". Zwar gruselte sich Erna gehörig vor der alten Frau, die schon ganz gebückt ging und die auch sonst eine frappierende Ähnlichkeit mit einer Hexe aus Grimms Märchenbuch hatte, trotzdem schlich sie sich eines Abends zum "Ehmkenschoß" der Alten und traf diese, stumm vor dem Herdfeuer hockend und in die laut prasselnde Glut starrend, in ihrer Küche an. Im Raum war es beinahe dunkel, nur aus dem Herdloch fiel roter Schein, der das zerknitterte Gesicht der Greisin mit dem eingefallenen Mund, dem spitz vorspringenden Kinn und der scharfen Hakennase noch unheimlicher als sonst aussehen ließ. Mielkesche nahm von Ernas Erscheinen keinerlei Notiz. Sie starrte weiterhin ausdruckslos ins Feuer und rieb sich nur ab und zu die dünnen Finger, weil ihr kalt war. Nachdem ungefähr eine halbe Stunde verstrichen war, faßte sich Erna ein Herz und räusperte sich geräuschvoll.

"Is wer do?" fragte die Alte da, ohne die Blickrichtung zu ändern. Das faßte Erna als Aufforderung auf, und sie berichtete Mielkeschen mit sprudelnden Worten, was sie auf dem Herzen hatte. "So, so, denn wist'n Kirl hebbe, jo?" fragte die Alte daraufhin und Erna bejahte die Frage mit bebenden Lippen.

"Ick war di helpe, Mäken", brummelte Mielkesche undeutlich, "muttst ower wedderkome, wenn Vollmond is." Damit entließ sie ihren Gast. Erna huschte wie ein Schemen nach Hause und achtete peinlich darauf, daß sie keiner aus dem "Ehmkenschoß" kommen sah. Das wäre manchem Schabbermaul zupaß gekommen. Obwohl es bloß noch eine Woche bis zum vollen Mond war, kamen Erna die Tage wie eine Ewigkeit vor. An dem betreffenden Abend schlich sie sich wieder wie ein Dieb ins "Ehmkenschoß" und traf Mielkesche wieder, genau wie das erstemal, vor ihrem Herdfeuer hockend an. Sie beachtete das späte Mädchen auch jetzt nicht, brabbelte dann und wann aber unverständliche Worte vor sich hin, die Erna als geheime Zaubersprüche deutete und die ihr kalte Schauer über den Rücken jagten. Endlich verriet ein heller werdender Schein vom Fenster herüber, daß der Mond über die alten Kiefern gekrochen kam, die den Katen umstanden. Mielkesche sah auf, nickte bedeutsam vor sich hin und brabbelte abermals etwas, was Erna nicht verstehen konnte. Dann stand sie auf, schlurfte zum Fenster und stieß beide Flügel auf. Sie beugte sich hinaus, reckte die dünnen Arme zum Mond empor und redete auch jetzt wieder halblaut Sprüche vor sich hin. Plötzlich bölkte sie so laut los, daß Erna zusammenzuckte: "Mond, ich klag es dir! Diese Sach' mitte Kerls, die plagt ihr! Nimm sie ihr ab! Nimm sie dir zu!"

Erna sah die Alte danach noch eine Weite mit schiefgehaltenem Kopf den Mond anstarren, geradeso als erwarte sie eine Antwort von ihm. Danach nickte sie vor sich hin, machte das Fenster zu und kehrte an ihren Platz am Herd zurück. "Teiw nu aw, Mäken", brummte sie undeutlich, "ower upp emm -" sie deutete nach draußen, "kann ma sick verlote." Erna fiel bei dieser Eröffnung ein richtiger Felsbrocken vom Herzen. Sie haschte nach der Hand der Alten und drückte ihr ihre ganze Barschaft hinein, die aus genau 95 Pfennigen bestand. Mit einem artigen Knicks huschte sie hinaus, insgeheim wartend, daß ihr gleich der Mann fürs Leben über den Weg laufen werde. Tatsächlich begegnete ihr an der Bahnstrecke auch Brauns Erich, aber der machte sich genau soviel aus ihr wie immer, nämlich reine garnichts. Reichlich enttäuscht legte Erna deshalb den Rest ihrer Wegstrecke zurück. Doch die Hoffnung gab sie deshalb noch lange nicht auf.

Und weil sie der Meinung war, man müsse dem Glück stets ein bißchen nachhelfen, traf man sie in der nächsten Zeit überall an, wo gerade ein

Tanzvergnügen stattfand. Das war in "Borks Krug" in Lupowske ebenso wie "Bei Erdmann" in Neukrug und in "Schwichtenbergs Krug" in Klein Pomeiske. Sie nahm auch am Sommernachtsball in Sepnitz teil, wo die Neu-Bütower Kerle Pethkes Albert das Fell gerbten, doch an ihrem bisherigen Los, als Mauerblümchen dazusitzen und zuzugucken, änderte sich nichts. Er war wie verhext, und Erna bereute es schon, der ollen Hexe ihr ganzes Erspartes gegeben zu haben.

Einmal saß sie wieder "Bei Erdmann" in Neukrug, wo die Kapelle Platzlaff aufspielte und sah wie gewohnt dem frohen Treiben der anderen zu, ohne besondere Hoffnung schon, daß sich an diesem tristen Dasein jemals etwas ändern werde. Es ging schon auf die Mitternacht zu und Erna dachte gerade darüber nach, welchen Weg sie nach Hause nehmen sollte, den näheren über Libienz, der mitten durch den Wald führte, oder den weiteren am Mutschidor entlang, da sprang die Saaltür auf und ein später Gast trat ein, den hier vermutlich noch niemand gesehen hatte. Er war nicht mehr ganz jung, auch nicht gerade groß und stattlich, hatte südländisches Aussehen und einen eigentümlich starren Blick. Mit dem erfaßte er Erna, die als einzige nicht tanzte, kam auf sie zu und verbeugte sich vor ihr. Wie schlug da ihr spätes Herz vor Aufregung und sie folgte dem merkwürdigen Fremden nur zu gern auf die Tanzfläche, wo sie sich endlich auch einmal unter all die fröhlichen Menschen mischen konnte. Nach dem Walzer ging der Kerl an die Theke, trank abwechselnd Bier und Schnaps und ließ kein Auge mehr von Erna, die ihm, wie das manchmal so ist, nach jedem Gläschen hübscher und junger vorkam. Von nun an tanzte er jeden Tanz mit ihr und erregte damit den Unwillen der anderen Jungmannen, die dem "hergelaufenen Hund" ganz einfach die Maid nicht gönnten. Es war Westphals Ernst aus Neukrug, der die Situation für den italienischen Bahnarbeiter Emilio Zanotti, der in Bütow als Rangierer arbeitete, rettete und ihn zur allgemeinen Verblüffung zum Bier einlud. Er hatte Zanotti in Bütow als einen "patenten Kerl" kennengelernt, bei dem es mit dem Deutschen zwar noch etwas haperte, der aber sonst ganz passabel war. Dies sagte er jetzt den anderen, und so schlug die Stimmung rasch um, zumal die Zeichen der Zeit günstig standen, weil sich nämlich deutsche und italienische Größen Freunde nannten. In diesen wahren Ausbruch einer Völkerverständigung wurde Erna natürlich einbezogen, und so trank sie so viele Likörchen, daß sie später gar nicht mehr wußte, wie sie nach Hause gekommen war.

Eins hatte sie sich aber genau gemerkt, daß nämlich Emilios starrer Blick von einem Glasauge herrührte. Sie rechnete dieses Manko gegen ihren fehlenden Schneidezahn und gegen die abgerissenen drei Finger auf und meinte, nicht

mal schlecht dazustehen. Ein Auge ist bekanntlich von besonders hohem Wert.

Das schien Emilio Übrigens ähnlich zu sehen, denn am nächsten Sonntag kriegten Lemms Nachbarn alle Stielaugen, als der Stiefelbewohner mit einem mächtigen Strauß blauen Lupinen erschien und Ernas Eltern einen Antrittsbesuch machte. Was tat es, daß er die Lupinen unterwegs am Bahndamm gepflückt hatte? Lemms Hulda ahnte es zwar, aber ihr schossen trotzdem Tränen der Rührung in die Augen. Wann hatte ihr zuletzt jemand Blumen geschenkt? Erna betrachtete von da an ihren Emilio übrigens als einen Mann von Welt.

Lemms Paul verhielt sich da doch viel zurückhaltender. Als einem alten Soldaten behagte ihm "dieser Umgang" für seine Tochter gar nicht, zahlte er doch die Südpfänder nicht gerade zu den besten Kriegern der Welt. Seine Hulda überzeugte ihn dann aber doch, indem sie treuherzig feststellte: "Wetzt, Paulke, lewer'n italscher Schwiegersöhn as 'ne Tochter, de sittenblewen is." So gab auch Paul den beiden seinen Segen und sie konnten endlich vor den Traualtar treten. Erna ist mit Emilio, den sie später bloß noch schlicht Emsch nannte, glücklich geworden, obgleich er sich jedesmal bei Vollmond wunderte, warum seine Frau immerzu durchs Fenster den bestirnten Himmel anstarrte. Wie sollte er auch ahnen, daß Sie mit ihrem Gönner am Firmament stumme Zwiesprache hielt, die ihren tiefen Dank ausdrückte.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 8.2.1992]

Der Totengräber

S.92-100

Auf dem Lupowsker Kirchhof spukte es. Nicht immer schon, nein, erst seit man den allen Landstreicher O., einen Selbstmörder, dort zur letzten Ruhe gebettet hatte, ging es um. Gezeigt hatte sich der Geist des Unnosles sogar schon verschiedenen Leuten, aber man schenkte ihnen zunächst wenig Glauben, wie das so ist.

Als ersten erschreckte er den alten Schrock, der dort, spät abends von Neukrug kommend, auf seinem uralten klapprigen Drahtesel vorbeigestrampelt war und neben dem Tor zum Gottesacker "eine Gestalt" gesehen hatte. Schrock besaß keine Glocke an seinem Rad und rief deshalb jedem ein war-

nendes "Vorsicht, mein Hund beißt!" zu. So auch der Gestalt am Kirchhofszaun, die aber keine Antwort gegeben hatte, und da grauste es ihn sehr. Nun wußte aber jedes Kind im Dorf, daß Schrock zuweilen tief ins Glas guckte und dann mitunter Dinge sah, die andere nicht bemerkten.

Etwas mehr Gewicht hatte ein Erlebnis des Bauern Pollack, der stets einen Schlips umgebunden hatte und der deshalb "Herrnpollack" genannt wurde. Er war zu mitternächtlicher Stunde zu Fuß an dem im Wald gelegenen Kirchhof vorübergekommen, und es mutete sonderbar an, daß auch er von "einer Gestalt" redete, die dort reglos am Zaun gelehnt hätte.

Ernst wurde die Angelegenheit aber erst, als der alte Lehmann, seines Zeichens Bürgermeister von Lupowske und somit eine über jeden Zweifel erhabene Person, eines Abends gleichfalls eine unheimliche Begegnung gehabt hatte. Er hatte das Grab seiner früh verstorbenen Frau gepflegt und plötzlich hinter seinem Rücken ein abgründiges Stöhnen vernommen. Herumfahrend hatte er sich Auge in Auge der schon erwähnten "Gestalt" gegenüber gesehen, die ihn "aus hohlen Augen" stumm angestarrt und sich von einem Augenblick zum anderen in Nichts aufgelöst hatte.

Lehmann wollte sein Erlebnis eigentlich für sich behalten, um nicht noch mehr Unruhe zu verbreiten, doch dann vertraute er sich seiner Schwiegertochter an, und die brachte es unter die Leute. Nun erst besann man sich der besonderen Umstände, unter denen O. auf den Lupowsker Kirchhof gekommen war.

Brauns Albert aus Bresinke war im letzten Frühjahr mit seinem Gespann erst spät abends von Schwarz Damerkow, wo er ein paar Fettschweine beim Raiffeisenverein abgeliefert hatte, nach Hause aufgebrochen. Da er sich von dem Erlös für die Borstentiere gehörig "ein paar genehmigt" hatte, ist es nicht weiter verwunderlich, daß er sich bei der Heimfahrt in der Himmelsrichtung irrte und statt nach Kleschinz in Richtung Groß Rakitt auf der Chaussee den Ort verließ. Erst kurz vor Saviat bemerkte er seinen Irrtum und lenkte als kurzentschlossener Mensch sein Gespann in den Waldweg nach Zeromin, der in weitem Bogen auch nach Bresinke führte. Dann döste er wieder, angenehmen Gedanken nachhängend, im Halbschlaf vor sich hin. Seine Pferde fanden den Weg auch ohne sein Zutun, zumal sie in der Dunkelheit auch viel besser sehen konnten als er. Wer beschreibt sein Erschrecken, als ihm jemand unvermittelt so heftig gegen die Stirn trat, daß ihm vor Schmerz das Wasser in die Augen schoß. Stöhnend rieb er sich die mißhandelte Stelle und fand es dabei höchst ungewöhnlich, auf dem Kutscherbock einen Tritt vor den Breggen zu kriegen. Um der Sache auf den Grund zu gehen, wendete

er und fuhr zurück, wobei ihm der unsichtbare Unnosel abermals, diesmal aber von der anderen Seite, gegen den Dassel trat. Wutentbrannt packte Braun blitzschnell zu - und hielt ein paar Stiefel in den Händen.

Jeder wird nachempfinden können, daß er urplötzlich stocknüchtern war. Er rief seinen Pferden ein lautes "Prrr" zu und befaßte sich als gründlicher Mensch näher mit dem Schubiak, der ihn mißhandelt und erschreckt hatte und der sich weiterhin mucksmäuschenstill verhielt. Immerhin sind in der Luft hängende Stiefel nichts Alltägliches.

"Teiw ma, Friendke", murmelte Braun, "ick war die bull." Dann kletterte er auf den Kutscherbock, grabbelte an den Stiefeln in die Höhe und stellte mit wachsender Aufregung fest, daß in dem nicht mehr neuen Schuhwerk Beine steckten. Als er dann noch ein eiskaltes Gesicht fühlte und zu allem Überfluß auch noch einen Strick ertastete, ging ihm über den vermeintlichen Luntrus endlich ein Licht auf. Zwar klein von Wuchs, hatte Braun doch das Herz eines Löwen, wie sich wieder einmal mehr zeigte. Er zückte kurzerhand sein Taschenmesser und durchtrennte den Strick, worauf der Erhängte von dem langen Eichenast ins Wagenstroh plumpste, in dem auf der Hinfahrt das Borstenvieh geschlummert hatte.

Nach einem kurzen inneren Ringkampf machte sich Braun mit dem Toten als unheimliche Fracht zum nächsten Gendarmen auf, den er in Jassen wußte. Es ist eine merkwürdige Eigenart aller Schutzleute, daß sie über nächtliche Störungen nur mäßig erfreut sind. So war es auch in diesem Fall, denn der Gendarm brummelte etwas von "grobem Unfug" und "nutzloser Störung" in seinen Bart und bedeutete dem Bauern danach unmißverständlich, den Leichnam gefälligst mitzunehmen und ihn am nächsten Morgen wiederzubringen. "Der Tote ist ja sowieso schon tot", schloß er die amtliche Auskunft messerscharf und machte anschließend die Haustür von innen zu.

Da stand Braun nun mit seinem Toten ziemlich ratlos auf der Dorfstraße und wollte ihn im ersten Impuls schon im Chausseegraben abladen. Da er aber ein von Natur aus friedfertiger Mensch war, besann er sich und kutscherte mit ihm nach Hause, wo er sich nach dem Ausspannen der Pferde still und leise auf den Heuboden empfahl, weil ihn üble Erfahrungen klug gemacht hatten. Seine Frau Martha pflegte nämlich auf nächtliche Störungen noch empfindlicher zu reagieren als Gendarmen.

Am nächsten Morgen weckte ihn ein vielstimmiges Geschnatter und er meinte nichts anderes, daß alle Gänse des Dorfes seinen Hof bevölkerten. Von der Bodenluke aus gewährte er dann aber, daß sich das ganze Dorf um seinen Wagen herum versammelt hatte und mutmaßte, wer der Tote im

Stroh sei. Während einige Brauns Albert ganz deutlich zu erkennen glaubten, schworen andere Stein und Bein, daß es ein stockfremder Kerl sei. Keiner wagte es indes, den Erhängten umzudrehen und ihm ins Gesicht zu sehen. Braun beendete den unfruchtbaren Streit damit, daß er sich in der Bodenluke lautstark als lebend meldete und stieg die Leiter herunter.

"Mok bloße, dat du mit emm wegkimmst!" rief Pethke warnend, als Braun Bericht erstattet hatte, "süst bliewe wi womöglich noch upp emm sitte!" Da spannte Braun gleich wieder an und fuhr nach Jassen, wo ihn der Wachtmeister, jetzt frisch und ausgeschlafen, deutlich freundlicher empfing als in der Nacht. Es gelang ihm auch mit kriminalistischem Scharfsinn überraschend schnell, den Toten als den "berufs- und stellenlosen Gelegenheitsarbeiter und Herumstreuner" O. zu identifizieren, der zuletzt beim Bauern Polzin in Lupowske eine Weile gearbeitet hatte. Aus diesem Grund verfügte er amtlich, daß die dortige Gemeinde für die Bestattung der Leiche verantwortlich sei.

Als gute Bürger nahmen die Lupowsker diese obrigkeitliche Weisung als gegeben hin und begruben O. abseits von ihren Toten in einer Ecke hinten auf ihrem Kirchhof, wie sich's bei Selbstmördern gehörte. Und jetzt rästelte alles herum, wie lange der Spuk sein Unwesen noch treiben werde, weil sich nämlich nur noch ganz Beherzete nach Anbruch der Dunkelheit am Kirchhof vorbeitrauten.

Es gab allerdings doch einen, der an Spuk nicht glaubte und deshalb überall, wo darüber geredet wurde, seine spöttischen Bemerkungen machte. Es handelte sich um den Besitzer des Restguts Dombrowo, Paul Radtke, der sich schon immer als was Besseres vorgekommen war. Er zeigte das allein dadurch, daß er stets mit einem ausgedienten Kavalleriegaul unterwegs war. Als eines Abends wieder einmal in "Borks Krug" in Lupowske die Rede von dem Geist auf dem Kirchhof war, rief Radtke mit überlegenem Grinsen dazwischen: "Is doch allens Mumpitz, Leut', Spuk jibt's ja gar nich!" Das hätte er nicht sagen sollen, denn auf einen Schlag hatte er die Volksmeinung geschlossen gegen sich, weil jetzt nämlich sogar diejenigen gegen ihn waren, die bisher noch leise Zweifel gehabt hatten. Beleidigtes Schweigen an allen Tischen bewies das, und aller Gesichter drückten Ablehnung und Empörung aus.

Post-Herrmann, ein Mensch mit halber Beamteneigenschaft und deshalb auch zu den Größen des Dorfes gehörend, faßte sich als erster und erwiderte heftig: "Wenn Er so mutig ist, wie Er tut, denn geh Er doch gleich jetzt auf 'n Kirchhof, aber allein!" Der Posthalter, der gern den Alten Fritz kopierte, sah den anderen vernichtend an. "Is doch nischt dabei!" rief Radtke und machte

eine abwertende Handbewegung. Soviel Unverfrorenheit trieb Albrechts Max die Zornesröte ins Gesicht und er raunzte grimmig: "Ich wett', daß Se sich manich trauen tun, au'n Kirchhof zu jeh'n und zu rufen "wer von Euch kommt mit innen Krug, mit mir einen Schoppen trinken?'"

Jetzt starrte die Männerrunde mit überlegenen Blicken den Restgutsbesitzer an, fest davon überzeugt, daß das Großmaul kneifen werde. Radtke entgegnete jedoch vollkommen unbeeindruckt: "Die Wett' gilt - aber nachher jeben Sie 'ne Rund' aus." Albrecht zögerte sekundenlang, ehe er "ja" murmelte, weil Geld bei ihm stets knapp war. Er nannte nämlich in der Hauptsache Sandboden sein eigen. Alle drängten nach draußen, wo Radtke schweigend auf seinen Gaul kletterte und sogleich in Richtung Kirchhof davontrabte. Die anderen kehrten eilig in die warme Schankstube zurück, heimlich froh darüber, nicht die Stelle des Restgutsbesitzers einnehmen zu müssen.

Der zockelte unterdessen durch die stürmische Herbstnacht, in der sardunkle Finsternis alle Augenblicke mit beinahe Tageshelle abwechselte, je nachdem ob der volle Mond durch die schwarzen Wolken brach oder sich dahinter versteckte. Kurz hinter dem Dorf im Wald war es wieder stockdunkel. In den Lüften heulte und brauste es und die Äste und Zweige der Kiefern ächzten und stöhnten schaurig unter den Windstößen. Einzelne Graupelkörner peitschten herunter und schlugen dem einsamen Reitersmann ins Gesicht, der sich plötzlich überall von unsichtbaren Gefahren umlauert fühlte.

Dann tauchte linker Hand endlich die Lichtung mit dem Kirchhof auf, wo sich das Jaulen und Fauchen des Windes noch verstärkte. Radtke lenkte sein Pferd vor das Tor des Gottesackers, das merkwürdigerweise offenstand und hielt an. Genau in diesem Moment brach der Mond wieder aus den Wolken hervor und überflutete taghell das Grüberfeld, meißelte die vielen Denkmäler und Grabkreuze aus der Dunkelheit und ließ Radtke sogar einzelne Inschriften erkennen. Die vielen schwankenden Lebensbäume an den Grabstätten kamen ihm unvermittelt wie tückische Gespenster vor, die sprunghaft schon auf ihn lauerten. Ihm schnürte plötzlich etwas die Kehle zu, denn aus dem Innern der Erde war auf einmal ein dumpfes Klopfen zu hören, das sich genauso anhörte, als schlage jemand gegen einen Sargdeckel.

Radtke mußte buchstäblich das letzte Quentchen Mut zusammennehmen, ehe er mit seiner blechernen Stimme, die ihm selbst ganz fremd vorkam, in eine kurze Windpause hineinschrie: "Wer von Euch ist bereit, mit mir in den Krug zu gehen und einen Schoppen zu trinken?" Sein Ruf hallte gespenstisch

vor den Grabmalen wider und kehrte als hohles Echo aus dem Wald zurück; unheimlich und schaurig anzuhören. Und dann gerann dem Reiter jäh das Blut in den Adern und sein Herzschlag setzte aus, während ihm eine eiskalte Hand den Hals zuschnürte. In derselben Richtung nämlich, aus der vorhin jenes unheimliche Pochen aus dem Erdreich gekommen war, reckte sich jetzt, vom Mondlicht deutlich beschienen, aus einem Grab ein Kopf, ein Totenkopf! Und eine weltliche Stimme rief: "Ich!"

Da gingen dem Restgutsbesitzer die Nerven durch. Er riß den Gaul auf der Hinterhand herum, gab ihm die Sporen und jagte wie von Furien gepeitscht davon, sich dauernd über die Schulter schielend, ob auch kein Geist bei ihm aufsitze. Die Männer im Krug hörten die schmetternden Hufschläge vorüberdonnern und wunderten sich, daß sich die Geräusche in der Ferne verloren. "Wat schall dat?" Post-Herrmann schüttelte zweifelnd den Kopf. "Hei is no Hus ritte", brummelte Heinrichs Emil enttäuscht. Er hätte Albrechts Max, der süffisant vor sich hingrinste und davon überzeugt war, daß es der Geist des Selbstmörders dem Großmaul gegeben habe, wegen seiner Spukgläubigkeit eine Lektion gegönnt.

"Un wat is nu mitte Wett'?" erkundigte sich Bachers Eugen und starrte betrübt in sein Bierglas hinein. "Do mutt wi awteiwe", meinte sein Onkel August, gleichfalls enttäuscht, weil sein Glas längst leer war.

Sie rätselten noch über Radtkes absonderliches Verhalten, als mit einem Schwall eiskalter Luft Franz Herrmann von draußen hereinkam, der nebenbei das Amt des Totengräbers ausübte. Er setzte sich an einen Tisch und erzählte lebhaft, daß er auf dem Kirchhof ein Grab für die vorgestern verstorbene olle Stoysche geschaufelt habe. Als er damit beinahe fertig gewesen wäre, sei am Eingang jemand "hoch zu Roß" erschienen und habe ihn zum Schoppen in den Krug eingeladen. "Ober as ick mi melde deit, da is hei as'n Verrückter wegritte", schloß er ein bißchen bedepert und strich sich über seine angehende Glatze. Dann bestellte er ein Bier, weil das Graben ihn durstig gemacht hatte. Die Männer im Krug sahen sich eine Weile mit merkwürdigen Gesichtern an. Endlich platzte Braun aus Bresinke als erster los, die anderen zu brüllenden Lachsalven mitreißend.

Radtke hatte die Glatze des Totengräbers tatsächlich für einen geisterhaften Totenkopf gehalten und dessen Antwort als die Stimme eines Dahingegangenen hingenommen. Er lag zwei Wochen mit einem Nervenschock im Bett und war nicht mal von seiner Frau ansprechbar. Als er später die Wahrheit erfuhr, konnte er darüber trotzdem nicht lachen, weil ihm der Schreck noch immer in den Gliedern steckte.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 29.1.1987 (Titel: "Bange machen gilt nicht")]

Der Geisterhund vom Gillingsee

S.101-106

Am Gillingsee ging es um. Die meisten hatten zwar weniger gesehen als gehört, aber immerhin. Von einem riesigen schwarzen, glühäugigen Hund war die Rede, der dort nächtens kettenklirrend sein Unwesen treiben sollte. Ein gewaltiger Köter, bei dessen Anblick allein einem schon das Blut in den Adern erstarrte - wie behauptet wurde. Meist waren es "Spätheimkehrer" aus Neu Bütow, die von feuchtfröhlichen Ausflügen aus Pomeiske kamen, und so war es kein Wunder, daß sie oft nicht jenes Gehör fanden, das sie erwartet hatten.

Dabei war das eigentlich verwunderlich, denn daß am Gillingsee nicht alles mit rechten Dingen zuring, war nämlich weit und breit kein Geheimnis. Schon aus der Frühzeit kam die Kunde, daß einst eine Insel in dem Gewässer gewesen wäre, auf der die Wenden heidnischen Göttern geopfert hätten. Irgendwann sei diese Insel dann mitsamt dem gewaltigen Opferstein in den Tiefen des Gillings versunken, vom Findling gewissermaßen auf den Grund des Sees gezogen.

Seit dieser Zeit erkrank, es mag absonderlich klingen, jedes Jahr ein Mensch im Gilling. Die Anwohner hörten schon am merkwürdigen Rauschen der Wellen, wann der Zeitpunkt wieder gekommen war und mieden dann die glasklaren Fluten. Während die einen dieses Geschehen dem erzürnten Wendengott zuschoben, führten es andere auf eiskalte Quellen im See zurück und redeten deshalb auch schlankweg bloß von einem Unglücksfall, wie er eben dann und wann beim Baden vorkommt.

Immerhin gab es nicht gerade wenige Badegäste, die von der Terrasse des Ausflugslokales herab bei Kaffee und köstlichem Kuchen ungefähr mit solchen Augen auf die Wellen des Gillings hinunter blickten, wie es zahlreiche Touristen am berühmten Loch Ness bezüglich "Nessies" tun. Und es gab immer wieder irgend jemand, der im unruhigen Wellenspiel des Sees etwas zu erkennen glaubte, was dort nach seiner Auffassung einfach nicht hingehörte.

Ganz genau wußte es übrigens Lemkes Erna, die von einer ihrer allwöchentlichen Bütow-Touren ganz aufgelöst nach Hause kam und berichtete, im Mittagsglast mitten im See jene längst versunkene Sageninsel gesehen zu haben, von der zu allem Überfluß auch noch Rauch aufgestiegen sei. Nun wollte auch Albrechts Max, ohnedies mit den Jenseitigen in einem besonderen Verhältnis stehend, nicht länger schweigen und er tat kund, an einem frühen Sommerabend in der Bucht nahe der Chaussee eine leibhaftige Nixe ("sone richtige mit'm Schwanz") munter umherschwimmend gesehen zu haben. Aber das war noch nicht alles, denn jetzt wußte auch Potratzens Theder von einem Erlebnis am Gilling, das er an einem Johannistag um die Mittagszeit gehabt und bei dem aus der Tiefe des Sees herauf Glocken geläutet hätten.

Diese und noch manche andere Geschichte machten nun die Runde und jetzt kamen auch noch die Begegnungen mit dem riesigen Köter dazu, und den Leuten um den See herum wurde bei diesen Erzählungen einmal mehr bewußt, daß der Gilling für sie schon immer so etwas wie ein Zaubersee gewesen war.

Eines Abends im November gab auch Jägerotte ein Erlebnis preis, das er einige Zeit wie eine schwere Bürde mit sich herumgeschleppt hatte, weil er sich nicht recht getraut hatte, mit der Sprache herauszukommen. Gar zu absonderlich erschien ihm selbst das, was er dennoch mit eigenen Augen gesehen hatte....

So begann er zuerst auch stockend und sich immer wieder scheu am Tisch umblickend zu reden und erntete, wie nicht anders zu erwarten gewesen war, zuerst nur spöttische Blicke. Besonders Kebschulls Herbert aus Neu-Bütow erwies sich als ein ernst zu nehmender Gegner jeglicher Spöckenkiekereie, und er bekam reichlich Unterstützung von seinen Nachbarn Scheunemann und Dobersalske. Einmal in Fahrt gekommen, ließ sich Jägerotte allerdings nicht mehr bremsen und erzählte seine haarsträubende Geschichte zu Ende, die sich folgendermaßen anhörte:

An einem schönen Junimorgen sei er früh von der Bockjagd gekommen und habe den schmalen Richtweg am Gilling entlang genommen, von dem es schon immer geheißen hatte, daß es dort nicht geheuer sei. Ohne an Böses zu denken, sei er dahingeschlendert und habe ein Liedchen gepfiffen, als er am Weg voraus einen mächtigen Hund stehen sah, der "pickschwart un so chrot as'n Wulf" gewesen wäre. Als schabernacks veranlagter Mensch habe sich Jägerotte an das Tier herangepircht, um ihm einen gehörigen Tritt ins verlängerte Rückgrat zu versetzen. Nahe herangekommen, hätte er schon

das Bein zum Tritt angehoben, als ihm alles Blut zum Herzen geschossen sei, während ihm zugleich eine Faust die Kehle zugeedrückt habe: Er habe nämlich im selben Moment bemerkt, daß der Köter gar keinen Kopf hatte. Da habe er, der sich sonst weder Tod noch Teufel fürchtete, den Fuß sinken lassen und Fersengeld gegeben, daß die Flinte auf seinem Buckel bloß so hin und her geflogen sei. Vor der nächsten Kurve habe er sich trotzdem noch mal umgeblickt und festgestellt, daß der Hund ohne Kopf immer noch am selben Fleck verharrte. Daraufhin hätte er seine Eile nur noch verdoppelt, wie ihm wohl jeder nachempfinden könne. "Un wat seggst du Klagschieter nu?" wandte er sich an Keschull, als er geendet hatte, diesen streitsüchtig ansehend: "Schlecht to segge... ", murmelte der und sah unbehaglich seine beiden Nachbarn an. Immerhin galt Jägerottos Wort bei ihnen allen etwas. "Ja, wat sall ma dortau all segge", meinte auch Dobersalske und kratzte sich ausgiebig den Hinterkopf. Diese Antworten befriedigten Jägerotte ganz und gar nicht, zumal Keschulls Herbert schon wieder sein spitzbübisches Lächeln aufgesetzt hatte, das seine Zweifel deutlich erkennen ließ. So bezahlte der Nimrod mürrisch seine Zeche und schob wortlos in die nebelverhangene, düstere Nacht hinaus. "Dat emm ma nich wedder de ull Töl öwore Wegg löppt", spötelte Keschull, als sich die Tür hinter dem Waidmann geschlossen hatte.

Die Mitternacht wer nicht mehr fern, als sich auch die drei Neu Bütower auf den Heimweg machten. Obwohl sie von ihrer Stammkneipe bei Kopelke in Sepnitz einen geraden Weg nach Hause gehabt hätten, sahen sie plötzlich nach einiger Zeit in der Finsternis die weite Fläche des Gillingsees zwischen den Bäumen aufschimmern und stellten fluchend fest, daß der voranschreitende Scheunemann sich verlaufen hatte.

Vermutlich waren daran die vielen Klaren schuld, die er an diesem Abend hinter die Binde gekippt hatte. So bogen sie akkurat in jenen Richtweg ein, auf dem Jägerotte sein merkwürdiges Erlebnis gehabt hatte, was jedem von ihnen sogleich in den Sinn kam und was auch der Anlaß dafür war, daß ihre bis dahin muntere Unterhaltung sich auf einmal nur noch recht schleppend bewegte und endlich ganz verstummte. Die alten Kaddiks sahen auch gar zu gräulich aus, ganz zu schweigen von dem dauernden Entengeplärre, das durch die sonst totenstille Nacht vom See herüber schallte. "Bloß weg von hier!" dachte Dobersalske und setzte sich an die Spitze. Er hatte dem Gillingsee sowieso noch nie über den Weg getraut. Und Scheunemann wäre, wenn er ganz ehrlich zu sich war, auch lieber ein paar Kilometer von hier weg gewesen. Solcher Art von Gedanken schienen Keschull ganz und gar nicht zu plagen, denn er brummelte so etwas wie ein Liedchen vor sich hin, so gut

und so schlecht, wie er es eben verstand. Da verhoffte Dobersalske unvermittelt und drehte sich erschrocken um, und im selben Augenblick hörte es auch die beiden anderen von vorn herankommen: Kettenklirren nahte in mächtigen Sprüngen der Geisterhund, von dem sie soviel gehört und an den sie dennoch nicht hatten glauben wollen. Und da lohte auch schon ein gespenstisches Licht im Walde auf! -

Um dieselbe Zeit etwa, als die drei Männer bei Kopelke aufgebrochen waren, beratschlagte eine Anzahl Heranwachsender auf der, Dorfstraße von Neu-Bütow, wie dem bissigen Köter von Thiemanns ein Denkkettel zu verpassen sei. Der Hund, der ihnen allen schon manchesmal auf den Trab geholfen hatte, war nachts zwar angebunden, aber keiner hatte den Mut, sich an ihn heranzuwagen. Endlich hatte Zimmermanns Emil, der Jüngste in der Runde, eine Idee, die allgemeinen Beifall fand. Er verschwand und kam nach kurzer Zeit mit einem mit Benzin getränkten Lappen zurück, den er wortlos seinem Busenfreund Fritz überreichte. Solchermaßen herausgehoben aus der schweigenden Menge, blieb diesem gar nichts anderes übrig, als sich auf Thiemanns Hof zu schleichen, wo der fuchtige Fidu ihn schon vor seiner Bude mit giftigem Knurren zähnefletschend erwartete. Fritz steckte den Lappen an, verbrannte sich folgerichtig die Finger und warf die Fackel blitzschnell auf den Hund, der heulend in seine Bude flüchtete. Die auflodernden Flammen scheuchten ihn aber gleich wieder heraus, und er warf sich so machtvoll in die Kette, daß die schon altersschwache Bude barst und er mit einem morschen Brett mitsamt dem brennenden Lappen daran wie eine Furie die Dorfstraße hinunter rannte. Die vor Begeisterung über den gelungenen Schabernack johlende Jungschar sah ihn über die plattgefrorenen Felder mit einem Feuerschein in Richtung Gillingsee verschwinden und im Walde untertauchen. -

Der ungläubige Keschull stieß einen lauten Schrei aus, als er vor rötlichem Feuerschein einen gewaltigen Hund heranhetzen sah, der kettenrasselnd an ihnen vorbeihastete und in Sekundenschnelle hinter der nächsten Biegung verschwunden war. Nur ein abscheuliche Brandgeruch stieg ihnen noch in die Nasen und erinnerte daran, daß sie keine Sinnestäuschung erlebt hatten. Kein Zweifel - da konnte nur der Geisterhund gewesen sein, von dem schon soviel die Rede gewesen war! Er mußte geradewegs aus der Hölle gekommen sein.

Scheunemann faßte sich zuerst und murmelte mit aufeinander schlagenden Zähnen: "Hebb ü emm - uck seine ... ?" "Jo, ick sach emm uck", bestätigte Dobersalske, dessen Stimme wie gesprungenes Glas klang. Keschulls Herbert stand, immer noch zu keiner Äußerung fähig, da und kaute auf seiner

Unterlippe herum. Ausgerechnet ihm, der niemals an Geister geglaubt hatte, mußte so etwas passieren. Aber was man mit eigenen Augen sieht, das muß man wohl glauben. So brummte er endlich etwas, das sich wie "kann man nicht moke" anhörte, vor sich hin und hüllte sich danach erneut in Schweigen. Doch dann reckten Scheunemann und Dobersalske abermals die Häse und spitzten die Ohren, aber die beruhigten sich gleich wieder, denn das neue Geräusch waren bloß Kebschulls Zähne, die so laut aufeinander schlugen, daß es sich wie Hagelkörner gegen eine Fensterscheibe anhörte... Sie rührten sich eine ganze Weile nicht vom Fleck und lauschten unschlüssig in die undurchdringliche Finsternis hinein, aus der immer noch kein anderes Geräusch zu ihnen drang, als das abscheuliche Plärren der Wildenten. Oder war es womöglich gar kein Entengeschrei...?

Scheunemann war auch jetzt wieder der erste, der sich ermannete und energisch einen Schritt vorwärts machte. Sie atmeten alle drei erleichtert auf, als vor ihnen die trauten Lichter des Dorfes aufschimmerten. Ganz beruhigt waren sie aber erst in dem Augenblick, als jeder von ihnen die Haustür hinter sich zugemacht hatte.

Thiemanns Fidu kam erst am nächsten Abend ganz verstört zurück, die Kette und das Brett noch immer am Hals und kroch bis zum nächsten Morgen in den Strohhaufen hinter der Scheune. Sein Schwanz war ganz schön angesengt, und die Leute wunderten sich fortan, warum er plötzlich so friedlich geworden war.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 14.4.1988]

Willem, der Eroberer

S.109-116

Niemand kann mit gutem Gewissen behaupten, daß Schrock's Willem bei der Wahl seiner Frau das Große Los gezogen hatte. Manda war alles andere als eine Schönheit - eher das Gegenteil. Und mit zunehmendem Alter ähnelte sie mit ihren vom einst stolzen Gebiß übrig gebliebenen beiden Augenzähnen ohnehin mehr und mehr einer Bache. Nun ersetzt nicht selten ein gutes Herz oder eine milde Seele ohnehin vergängliche Schönheit, aber an diesen "inneren Werten" mangelte es Manda ganz besonders. Sie war von boshafem Naturell und machte allen Menschen das Leben schwer, mit denen sie zu tun hatte. Ihr Vater soll ein Festmahl für das ganze Dorf gegeben haben, als sie sein Haus verließ, so groß sei seine Erleichterung gewesen.

Nun taucht zu Recht die Frage auf, ob Willem mit Blindheit geschlagen war, als er um sie freite oder ob er im Vollrausch sein Jawort vor dem Standesbeamten gegeben hatte, denn er war ein stattlicher Kerl und zudem ein wahrer Weiberheld gewesen. Zahlreich waren seine "Ehemaligen", die seiner ungewöhnlichen Manneskraft noch immer nachtrauerten - wenngleich sie darüber aus verständlichen Gründen jetzt nur noch hinter der vorgehaltenen Hand reden mochten. Manch eine von ihnen hatte sich schon als Herrin auf dem reichen Schrockhof gesehen, der seinesgleichen in der Umgebung genauso wenig hatte wie Willem als Liebhaber.

Nein, Willem hatte nicht mal im Traum daran gedacht, sein lustiges Casanovaleben gegen die Mühen und Pflichten eines Haus- und Familienvaters einzutauschen und sich mit einer einzigen zu begnügen, wo es doch so viele gab, die er beglücken konnte. Dabei hatte es unter den vielen "Ehemaligen" zwischen Wipper und Leba gar manche gegeben, mit der er sich hätte sehen lassen können. Sogar eine Dame mit Mittlerer Reife war darunter gewesen, die ihn stets zärtlich "William the Conqueror" (Wilhelm der Eroberer) genannt hatte, und die genau gewußt hatte, warum sie das tat. Und nun war dieser edle Ritter an Manda geraten, sozusagen über Nacht, an Manda, die bei ihm nicht mal zur zweiten Garnitur gehört hatte.

War Manda auch zu keiner Zeit schön oder liebevoll gewesen, in einem konnte sie es ganz gewiß mit allen Konkurrentinnen aufnehmen: nämlich mit Raffinesse und Ausdauer. Willem ahnte davon nichts, als er sich mit ihr abgab - und als er es erfuhr, da war es schon zu spät. Bei einem Stelldichein am lauschigen Jissebunksee nahe der Försterei Libienz wollte er ihr gerade klarmachen, daß es aus sei mit ihnen beiden, als sie ihm schamvoll errötend mitteilte, sie sähe Mutterfreuden entgegen, deren Verursacher er sei. "Freust du dich bitzke, Willemke?" fragte sie zu allem Überdruß auch noch. Willem stand wie vom Donner gerührt da. Und er kam in den nächsten Wochen und Monaten aus dem Grübilieren nicht heraus, wie er diesem Leidenskelch entrinnen könne. Leider aber vergebens, denn in diesem Fall arbeitete die Zeit gegen ihn und für Manda. Allmählich wurde Willems Tun ersichtlich und man begann, sich die Münder deswegen heiß zu reden. Während die einen darüber witzelten und ihm den Denkkettel gönnten, bemitleideten ihn die meisten und ganz besonders waren es seine ehemaligen "Bräute", die ihre Felle als reiche Bauersfrau wegschwimmen sahen. "Und dat von sone Ziej von Manda", jammerte es im ganzen Umkreis. Pethkes Albert, der mit seinem Freund Willem manches Tanzvergnügen unsicher gemacht hatte, wollte es schon gar nicht glauben und verlor deshalb in "Borks Krug" in

Lupowske eine Flasche Sekt bei einer Wette gegen Bachers Reinhard und Cohrs Siegfried, weil die es besser wußten als er.

Mit der Heirat hatte es Willem aber nicht eilig, obwohl Manda ihn bei jedem Beisammensein dazu drängte. "Dat hätt noch Tied", pflegte er bloß zu antworten. Vielleicht geschah ja doch noch etwas zu seiner Rettung. Konnte man es wissen? In ihrer heimlichen Not steckte sich Manda hinter den Herrn Pastor, und der nahm sich Willem denn auch ganz gehörig vor. Zuerst redete er ihm gütig ins Gewissen, dann salbungsvoll und zuletzt sogar heftig, aber auch das fruchtete absolut nicht. Willem war nie in seinem Leben ein frommer Mensch gewesen und hatte um die Kirche meist einen großen Bogen gemacht, deshalb fielen die gutgemeinten Worte des geistlichen Herrn bei ihm auch nicht auf fruchtbaren Boden, sondern sie bewirkten genau das Gegenteil. "Dat ist allein mien Sach, Herr Pastor!" raunzte Willem zum Abschied und machte die Haustür hinter sich zu.

So kam es, wie es kommen mußte: Manda gebar ihr Töchterchen Gerda, ohne daß sie eine Frau Schrock geworden war. "Wenn't sien mutt, denn tohl ick ewen", brummte Willem trotzig, als ihn sein betagter Vater auf das Kind ansprach, das ja sein Fleisch und Blut sei. "Manda friej ick jenfalls nich, merkt juch dat alle!" setzte er aufmüpfig hinzu. Damit mußte sich der alte Herr zufrieden geben, ob ihm das nun paßte oder nicht.

Die nicht stattgefundene Heirat mit Manda gab allen "Ehemaligen" wieder Mut, zumal sich Willem von jetzt an ihnen wieder mit solcher Kraft widmete, daß sein Ruhm in neuem Glanz erstrahlte. Das ging eine ganze Zeit so gut - bis Willem Gewissensbisse wegen seines Töchterchens Gerda plagten und er Mutter und Kind ein paarmal besuchte. Und weil er bei diesen Besuchen nicht nur alleine nach dem Töchterchen sah, ging Manda alsbald neuen Mutterfreuden entgegen. Da mußte sogar der hartgesottene Willem nachgeben und über eine Heirat nachdenken - denn was würden die Leute sonst sagen?! Gerdachen hatte gerade ihren vierten Geburtstag gefeiert, und die Geburt ihres Schwesterchens stand kurz bevor, als Willem "seine" Manda endlich zum Standesamt führte. Eine kirchliche Trauung schlug er rundweg aus, weil er sich immer noch über "dat Jesabbel vom Herrn Poster" ärgerte.

Manda riß gleich am ersten Tag ihrer Ehe das Zepter an sich und machte aus Willem ziemlich schnell einen Pantoffelhelden. Was blieb ihm auch anderes übrig, denn gegen ihr Maulwerk waren schon andere nicht angekommen. Zwar wurde dem Ehepaar doch noch ein drittes Töchterchen geboren, aber danach zog sich Willem endgültig vom ehelichen Bett zurück und verbrachte seine Nächte auf dem Heuboden über dem Stall, wo er beim leisen Muhen

der Kühe und dem verhaltenen Wiehern der Pferde von verflissenen Minnestunden träumte, die ein für allemal vorüber waren.

Doch eines Nachts kam ihm ein neuer Gedanke so verwegen, daß er sich aus den duftenden Halmen aufrichtete und sich mit der flachen Hand vor die Stirn schlug. Warum sollte es eigentlich für immer mit den Schäferstündchen vorbei sein? Gab es nicht immer noch eine ganze Anzahl "Ehemaliger" die ihm schöne Augen machten, wenn er noch Bütow auf den Wochenmarkt kutscherte. Schnases Mariechen gehörte dazu und Rutzens Traute - und auch Kollaths Berta, die zwar schon verehelicht war, es wohl aber gerade deswegen auf ihn abgesehen hatte. Von Stund an begann Willem nun ein Doppelleben zu führen, das noch und nach zwar ruchbar wurde, aber seiner Frau verborgen blieb, wie das meistens im Leben so ist. Manda wunderte sich zwar im stillen, daß Willem sie in einer bestimmten Hinsicht radikal vernachlässigte, aber schuftete er nicht gerade in der letzten Zeit mehr als sonst auf dem Feld? Bestimmt fiel er abends immer todmüde ins Heubett. In einer lauschigen Frühlingnacht zog es Manda dann doch einmal mit Macht auf den Heuboden zu ihrem Willem. Als sie die Leiter hinaufkletterte, klopfte ihr das Herz vor Aufregung bis in ihren wogenden Busen hinein, und sie bibberte regelrecht wie ein junges Mädchen, das ihrem ersten Liebesabenteuer entgegengeht. Nee, so wat aber uck... Auf allen vieren tastete sie sich durch die totale Finsternis des Heubodens nach dort, wo sie Willem vermutete, freute sich schon auf seine starken Arme als sie plötzlich grenzenlos enttäuscht einen lauten Schrei ausstieß. Ihr Schrei hallte so mächtig durch die stille Nacht, daß ihn der olle Pethke hörte, der vor seiner Haustür stand und nach den Sternen guckte und bei sich dachte, daß Willem endlich mal seinem bösen Weib den Hintern versohlt hätte.

Pethkes Vermutung trog indes gewaltig, weil Manda nämlich auf das leere Heulager gestoßen war und daraus folgerichtig schloß, daß sich ihr Willem auf Abwegen befand. "Teif eis, du ull Hund du!" knirschte die zwischen ihren beiden Hauern hervor, "teif eis", fuhr sie bissig fort, "du kimmst mi all wedder no Hus, du ull Schubiak du!" Manda machte sich auf eine lange Nacht gefaßt, und weil sie den Zeitpunkt von Willems Rückkehr auf keinen Fall verschlafen wollte, hastete sie in die Küche zurück und kochte sich einen mächtigen Topf Bohnenkaffee, den sie glühendheiß in die Emaillemilchkanne schüttete. Wenig später kehrte sie mit der Henkelkanne in der Hand auf den Heuboden zurück und fing gleich an, einen Deckel voll Kaffee nach dem anderen zu schlömern. Ab und zu tastete sie nach dem derben Holzknüppel, den sie für die Abrechnung mit Willem mitgebracht hatte und grunzte jedesmal befriedigt, wenn sie das dicke Holz befühlte. Damit wollte sie ihrem untreuen

Kerl eins über den Dassel ziehen, daß er die Engel im Himmel singen hören würde! Sie freute sich schon auf die gewaltige Beule auf seiner angehenden Glatze, die ihn für die nächste Zeit verunzieren und zum Gespött der Nachbarn machen sollte. So vergingen die Stunden und Manda fand, daß es allmählich Zeit wurde, daß "diss ull Kir!" nach Hause kam. Tatsächlich näherte sich Willem zu dieser Stunde auf dem schmalen Waldweg vom Pomeisker Abbau zur Neuen Brücke auf seinem Fahrrad. Er hatte mehr als die halbe Nacht in den zarten Armen von Paula, seiner neuesten Errungenschaft zugebracht und war jetzt rechtschaffen milde. Zu Hause stellte er den Drahtesel still und leise in den Holzschuppen und kletterte danach ahnungslos die Leiter zum Heuboden empor. Doch auf der letzten Sprosse verhoffte er jäh, weil ihm dort Kaffeeduft entgegengeweht war. Bohnenkaffee in der Nacht auf dem Heuboden das ging nicht mit rechten Dingen zu, wo Manda mit dem kostbaren Naß sonst doch immer so geizte. Es fiel Willem wie Schuppen von den Augen, und er lauschte mit angehaltenem Atem in die Finsternis hinein. Nichts! Kein einziger Laut war zu vernehmen. Aber das Manda da war und auf ihn wartete, daran gab es keinen Zweifel, und so machte er schleunigst kehrt und pirschte sich wie ein Indianer auf dem Kriegspfad über den Hof ans Haus heran. Die Tür ließ er hinter sich einen Spalt weit offen, damit das einrostende Schloß ihn nicht verriet. In der so lange gemiedenen Schlafstube riß er sich die Kleider vom Leibe, behielt die Strümpfe sogar an und hechtete dann mit einem Satz in den Federberg. Obgleich er todmüde war, ließ ihn die Aufregung nicht gleich einschlafen, außerdem rechnete er jede Sekunde mit Mandas Auftauchen.

Dann mußte er aber doch eingenickt sein, weil ihn nämlich plötzlich eine kreischende Stimme aus süßem Traum schreckte, in dem Rutzens Trautchen die Hauptrolle gespielt hatte. Willem schoß im Bett hoch und sah im bleichen Licht des jungen Morgens mitten in der Stube Manda stehen, die drohend einen dicken Holzknüppel schwang und übernächtigt aussah. "Wo kimmst du verflucht ull Hund her?" wiederholte sie, wenn möglich noch lauter als zuvor, während ihre Augen Blitze schossen. Es verstrichen mehrere Sekunden, bis Willem Traum und Wirklichkeit unterschied, dann aber reagierte er erstaunlich sicher und entgegnete spöttisch: "Dat frog ick di, Manda. Wett de Düwel, wo du di rumdräwe hest de chanz Nacht lang." Er musterte sie kühl von oben bis unten und setzte hinzu: "Ick lach hier un hebb up di teiwd un du wärs wer wett wat wo. Da kann ma sick veel bi dinke, kann ma sick." Er schüttelte mit gutgespieltem Unverständnis den Kopf. Seine böse Unterstellung brachte Manda vollkommen aus der Fassung. Sie ließ den Knüppel fallen und zog die Schultern hoch, während sie verlegen meinte: "Wat du glick dinke deist, Willemke. Ick wull di doch ma blot öwerrasche, und so sach

ick, dat du nich bowen wärs ... " Sie brach ab, weil sein spöttischer Blick sie immer mehr imitierte. "So, so öwerrasche wullst du mi", stellte Willem daraufhin fest, der von der Wirkung seiner Worte am meisten beeindruckt war. Um den Bogen nicht zu überspannen, fügte er versöhnlich hinzu: "Denn frog ick mi, worüm du de chanz lang Nacht bowen bläwen bist ... " Manda wurde unter seinem forschenden Blick immer unsicherer und wagte gar nicht erst zu fragen, wo er sich aufgehalten hätte, als sie ihn auf dem Heuboden gesucht hatte. "Wie man einem Menschen doch unrecht tun kann", dachte sie bekümmert und sagte laut: "Ick dink mi, dat et beter ward sinn, wenn wi nu weder tosamen schlope daune, denn kimmt so wat irst gor nich mehr vör. " Willem wußte, daß er mit der Zustimmung alle weiteren Seitensprünge unmöglich machen würde, aber er nickte dennoch und erklärte: "Dat ward woll dat best sinn, manich." Er fühlte sich nach dem Lotterleben in der letzten Zeit sowieso ganz ausgemergelt. Lange hätte er das nicht mehr durchgehalten.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 11.3.1989]

Die Saujagd

S. 117-123

Rutz stand vor seinem Feld und zog die Stirn in krause Falten. Was sein umherirrendes Auge sah, erfüllte ihn mit hilflosem Grimm und haute ihn regelrecht um. Hatte er bisher an seinem Kartoffelfeld seine helle Freude gehabt, weil die Erdäpfel in diesem Jahr besonders gut gediehen und eine reiche Ernte versprochen, so war es damit jäh vorbei. Wie ein Sturzacker sahen die vorher schnurgerade gezogenen Furchen aus, und nur da und dort ragten noch ein paar armselige Stempel in die Luft, kärgliches Zeugnis davon gebend, was hier noch am Vortag das Auge mit Freunde und die Brust mit Stolz erfüllt hatte.

Eine Rotte Sauen hatte in der vergangenen Nacht ganze Arbeit geleistet und von den begehrten Kartoffeln der neuen Sorte "Erdgold" kaum etwas übriggelassen. Am schlimmsten traf es den alten Waldarbeiter, daß er mit den Schwarzkitteln bisher so etwas wie einen heimlichen Pakt, gewissermaßen einen "Nichtangriffspakt" geschlossen hatte, der eine ganze Zeit respektiert worden war. Und nun diese Bescherung! Es war einfach nicht zu fassen! Was mochte die vermaledeiten Borstenviecher veranlaßt haben, sich derartig ruchlos an seinem Hab und Gut zu vergehen? Immerhin fütterte er sie alljähr-

lich zur Winterszeit mit Abfällen aller Art und hatte sogar dann und wann gedämpfte Wruken und Kartoffeln dazu gegeben. All das hatte er auf dem Altar der Rüsseltiere geopfert, in der vagen Hoffnung, sie damit von seinem Feld fernzuhalten. Bisher war das auch ganz gut gegangen, denn die Schwarzkittel hatten sich an den Äckern der Gebrüder Bacher aus Grünenwalde schadlos gehalten und dann und wann sogar dem Förster die Frühkartoffeln umgepflügt, was Rutz nicht ohne stille Schadenfreude beobachtet hatte. Doch jetzt... Die Augen des alten Mannes füllten sich mit Wasser, dicke Tränen kullerten ihm über die Wangen, die wie zerknülltes Pergamentpapier aussahen und versickerten in seinem Spitzbart, der ihm den Beinamen "wilder Ziegenbock" eingetragen hatte. Bei den weißen Mooren gab es sogar ein ganzes Jagen, das "Revier des wilden Ziegenbocks" hieß, weil Rutz dort mit Vorliebe seine Pfifferlinge sammelte und durch sein Äußeres schon mehr als einmal Kinder und alte Frauen erschreckt hatte.

Als er sich endlich umwandte und mit schleppenden Schritten heimwärts strebte, schien er ein uralter Mann geworden zu sein, in einer Viertelstunde buchstäblich um ein Dutzend Jahre gealtert. Allmählich wichen seine Bedrücktheit und stumme Verzweiflung schrecklichen Rachegeanken, und während er abwechselnd seinen Schnauzbart zupfte und seinen Zickenbart raupte, malte er sich in allen Einzelheiten aus, wie er die Schwarzkittel bestrafen würde. Dabei gab es für ihn von Anfang an keinen Zweifel daran, daß im vorliegenden Fall nur die Todesstrafe in Frage kam. Aber es war nicht so einfach, dem schwarzen Lumpengesindel beizukommen, weil die Äcker zwischen der Bahnstrecke und der Staatsforst jagdrechtlich zum Fiskus gehörten. Und auf Förster Borraß, der allmählich ja auch in die Jahre gekommen war, war in dieser Hinsicht wenig Verlaß. Es mußte folglich zur Selbsthilfe gegriffen werden.

Es schien ihm wie eine Fügung des Himmels, als ihm kurz vor dem Herrmannshof der olle Stoy aus Libienz begegnete, der in jungen Jahren ein passionierter Jäger gewesen war. Während Rutz ihn am Aufschlag seiner uralten Joppe festhielt und nervös am obersten Knopf herumdrehte, berichtete er stockend und von Weinkrämpfen unterbrochen von dem frevelhaften Tun der Wildschweine auf seinem Kartoffelfeld. "Do hebb se din Vertrag denn jo wohl broke", meinte Stoy augenzwinkernd, setzte jedoch ernst hinzu: "Dat ken wi us nich gefalle lote, Ottoke, manich." Er sah sich wie ein Verschwörer nach allen Seiten um, ehe er hinzufügte: "Ick sett mi glick hüt nacht an, un denn sast ma seine, Ottoke, wi ick demm ull Bossel eis upbrenne dau." "Ick hebb mi all dacht, dat ick mi up di verlote kann, Willem", sagte Rutz erleichtert.

Die beiden Alten trennten sich mit einem Handschlag, der das Schicksal mindestens einer Sau besiegelte. Daß sie im Prinzip eine Wilddieberei verabredet hatten, kam ihnen gar nicht in den Sinn, da sie in ihrem Vorhaben so etwas wie Notwehr sahen.

Während Stoy waldeinwärts schritt, um seinen Vorrat an Kaddikwurzeln zum Körbeflechten aufzufrischen, strebte Rutz erleichtert zum Herrmannshof, wo er in seiner Wohnung erst mal eine ganze Flasche Wacholderbier trank, das er gegen sein Altersasthma braute. Dabei führte er ein so lebhaftes Selbstgespräch, daß seine Frau, die am Kochherd stand, ihm zweifelnde Blicke zuwarf.

Am nächsten Morgen weckte ihn schon in der berühmten Herrgottsfrühe mittelschweres Klopfen am Schlafstufenfenster. Aus dem Bett hochfahrend, gewährte er draußen Stoy Willem, der im fahlen Licht mit geschulterter Flinte dastand und ein ganz bedepertes Gesicht machte. "Anflickt hebb ick emm", murmelte er kläglich, als Rutz das Fenster aufgestoßen hatte. "Ower ligge mutt hei", fuhr er fort, "wi mutte emm nu blot noch Tied ge'we, dat hei verrecke deit." Als Rutz ein bedenkliches Gesicht machte, fugte er energisch hinzu: "Wenn ick di dat doch segge dau!" Er wartete keine Antwort ab, sondern marschierte in Richtung Grünenwalde davon.

Rutz sah ihm mit finsterner Miene nach und als er um die nächste Biegung verschwunden war, hatte er bereits einen Entschluß gefaßt. Er zog sich in Windeseile an und hastete in den Stall, aus dem er gleich darauf mit geschulterter Mistforke herauskam. Ganz ohne Waffe wollte er sich nicht auf die Nachsuche begeben, denn angeschweißte Sauen können bekanntlich saugrob werden.

Den Anschuß auf seinem Feld fand er ohne besondere Mühe und die Schweißfährte war nicht zu übersehen. So betrat er mit stoßbereiter Mistforke den Kiefernwald, unter dessen Wipfeln noch die Morgendämmerung braute. Die Schweißfährte der angekratzten Sau konnte er aber auch hier im Moos deutlich verfolgen und sie führte zum Schebschen Berg, genauso wie Rutz es erwartet hatte. Bald stieg das Gelände steil an und mannshohe Kaddikbüsche, die wie unheilvolle Gnome aussahen, wechselten mit dichten Fichtengruppen ab, in denen unsichtbare Gefahren zu lauern schienen. Rutz bereute es plötzlich, sich unüberlegt in Gefahr begeben zu haben, und zu allem Überfluß erinnerte er sich auch noch daran, daß es auf dem Schebschen Berg spukete. Gerade wollte er die Forke auf die Schulter legen und klammheimlich kehrtmachen, als unter einer Jungfichte hervor grunzend und blasend ein mächtiges Hauptschwein auf ihn zusprang und kampfeslustig

die Hauer wetzte, wobei ihm blutiger Schaum aus dem Gebräch tropfte. Mit stoßbereiter Mistforke parierte Rutz den ersten Angriff, wenngleich ihm auch die Knie zitterten und das Herz bis in den Hals hineinschlug. Schlimmer war noch, daß ihm auf einmal sein Asthma so stark zu schaffen machte, daß er nur noch röchelnd Luft kriegte. Der Basse gab ungefähr dieselben Geräusche von sich wie Rutz und war ein Stück zurückgewichen. Während er mit deutlichem Wetzton sein wehrhaftes Gewaff schärfte, kam er mit gesenktem Haupt zum zweitenmal näher, dabei entnervend grunzend und den Pürzel streitlustig geringelt. Rutz wehrte zwar auch diesen Angriff bravourös ab, doch ihm klapperten vor Angst und Aufregung die Zähne so heftig, daß es sich anhörte wie Hagelkörner gegen Wellblech. Voller Sehnsucht dachte er an den heimischen Herrmannshof, den er so unbedacht verlassen hatte und in dessen schlitzende Mauern er sich nun hineinwünschte. Aber der Herrmannshof war weit, dafür der schreckliche Keiler um so näher und schon wieder kam er, das Gewaff gräßlich wetzend, näher, um dem Erbfeind die Beine aufzuschlitzen oder gar noch Schlimmeres anzutun. Rutz nahm alle ihm verbliebene Kraft zusammen und stieß dem Angreifer die Forkenzinken ins Gebräch, worauf dieser mit lautem Aufschrei abermals einen Rückzieher machte. Seine Kampfeslust schien sich dadurch aber nur noch gesteigert zu haben, denn beim nächsten Angriff schlug er die Mistforke mit einem metallischen Geräusch so heftig zurück, daß der alte Mann um ein Haar auf den Rücken gefallen wäre. Nach diesem Waffengang umkreisten sich die beiden Kontrahenten, der eine rasselnd nach Luft ringend und schon verdächtig blau im Gesicht, der andere grunzend und schnaubend, sich dabei gegenseitig bedauernd und nach einer Schwachstelle des Gegners ausspähend. In diesen nerventötenden Augenblicken, wo ihm der Angstschweiß in kleinen Sturzbächen über das faltenreiche Gesicht strömte, erinnerte sich Rutz auf einmal der Macht des Gebetes, der er seit seiner Konfirmandenzeit keinerlei Beachtung mehr geschenkt hatte. Er begann mit solcher Inbrunst zu beten, daß der Herr Pastor, sofern er ihn gehört, seine helle Freude an ihm gehabt hätte.

"Vater unser"" kam es zwischen japsenden Atemzügen unter seinem struppigen Bart hervor, "der du bist... ", er brach ab, um den sich vom Gebet wenig beeindruckten Bassen abzuwehren, und fuhr danach noch lauter als bisher fort: "...im Himmel, also auch auf Erden... !" Wieder mußte er von der Stichwaffe energisch Gebrauch machen und dem Keiler in die Parade fahren. Dabei verhaspelte er sich und fing wieder von vorne an: "Vater unser, der du bist... !" Erneut Stoß und Abwehr, Stich und Rückzug, Ausfall und Parade - so ging es hin und her, Rutz nicht über "also auch auf Erden" hinauskommend.

Allmählich näherte sich für den alten Mann der Erschöpfungszustand und er sandte immer dringlichere Blicke zum Himmel hinauf. In dieser allerhöchsten Not krachte plötzlich ein Schuß, und der Basse fiel tot ins Moos. Rutz hielt verwirrt nach dem Engel Ausschau, der ihn auf so wundersame Weise errettet hatte, aber er erblickte bloß ein Wölkchen hoch über sich. Da vernahm er dicht hinter sich knisterndes Reisig und drehte sich um. Vor ihm stand, die noch rauchende Flinte in der Hand, Stoy Willem, der spöttisch murmelte: "Kiek eis, Ottoke, kiek eis, du kast jo noch chanz gaud bede, dat mutt ick segge." Rutz nahm den Spott mit Gelassenheit. Er fragte auch nicht danach, wo Stoy auf einmal herkam, der ja eigentlich in seinem Bett hätte liegen müssen. Irgendwie war er sich darüber im klaren, daß der liebe Gott zumindest seinen kleinen Finger mit im Spiel gehabt haben mußte. Stoy verriet dann, daß er dem ungleichen Zweikampf schon eine ganze Weile zugesehen und sich dabei köstlich amüsiert habe. Sie brachen den Bassen auf, schleppten ihn gemeinsam in ein Dickicht und versteckten ihn dort, um ihn in der kommenden Nacht abzuholen. Danach verwahrte Stoy auch noch seine alte Flinte in einer Jungfichte und sie machten, daß sie aus dem Wald kamen. Allmählich bestand die Gefahr, daß Borraß auf tauchte.

Als einige Zeit verstrichen und genügend Gras über die Geschichte gewachsen war, gab Stoy eines Abends das Erlebnis in "Borks Krug" preis und ertete viel Gelächter. Rutz hörte mit süßsaurem Gesicht zu, weil er noch kein einziges Sterbenswörtchen darüber verlautbart hatte. Und das war gut zu verstehen, denn wer den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 25.6.1987 (Titel: "Mit stoßbereiter Mistforke parierte Rutz den Angiff")]

Das Geschenk des lieben Gottes

S. 124-129

Der Winter 1946/47 hatte früh angefangen und er zeigte sich von seiner härtesten Seite. Schon lange vor Weihnachten ließen Minustemperaturen Flüsse und Seen unter einer dicken Eisdecke erstarren, und als der Schneefall einsetzte, da wollte es gar nicht mehr aufhören zu schneien. Schlimm setzte dieser Winter, für die meisten Pommern der letzte in ihrer Heimat, auch den Menschen zu, die längst ihre ganze Habe eingebüßt hatten und die täglich neu ums Überleben kämpfen mußten. Viele waren schon aus

ihren Wohnungen gejagt worden und fristeten ein geduldetes Dasein bei Freunden und Bekannten, die gleichfalls kaum noch das Sattessen hatten.

Und jetzt stand Weihnachten vor der Tür. Weihnachten, das Fest der Familie, das Fest der Liebe und der Zuneigung auch für andere Menschen. Wie anders war dieses stille Fest noch vor zwei Jahren verlaufen, als zwar allerorten auch schon Bangigkeit und Angst vor der Zukunft eingekehrt waren, doch alles noch in geordneten, gewohnten Bahnen verlaufen war. Diese letzte Weihnacht in der Heimat erlaubte den meisten nicht einmal mehr die Teilnahme an einem deutschen Gottesdienst, weil sich überall schon Polen niedergelassen hatten. In Grünenwalde am Jassener See, der längst unter einer dicken Schneedecke versunken war, lebte damals eine junge Frau, die die Wirren des Krieges von Stettin mit ihren vier Kindern dorthin vertrieben hatten. Ein Junge war übrigens in Grünenwalde zur Welt gekommen, wo damals keiner ahnte, daß er der letzte dort geborene Deutsche sein würde.

War das Leben für die deutschen Menschen damals so schon hart und entbehrungsreich genug, um wieviel mehr dann erst für eine Mutter mit fünf Kindern, deren Mann irgendwo als Soldat im Osten vermißt wurde. Herta arbeitete für die Försterei Ziehlensee im Wald, eine Tätigkeit, die ihr als einer Großstadtfrau gewiß nicht leicht fiel, und ihre älteste Tochter, die achtjährige Christa nahm zu Hause die Pflichten der Hausfrau und Mutter wahr. Am Vorabend des Heiligabends hatte Herta, wenngleich auch todmüde erst spät durch den tiefen Schnee nach Hause gekommen, ihren Kindern, die sie, wie alle Abende, schon voller Sehnsucht erwarteten, beim Schein der auf Sparflamme brennenden Petroleumlampe vorgelesen. Bei Peter Roseggers Geschichte "Als ich Christtagsfreuden holen ging".. aus dem "Lesebuch für Volksschulen in Pommern" hatten die vierjährige Bärbel und die kaum dreijährige Angelika erstaunt gefragt, was denn nun Brötchen seien, von denen in dem Lesestück die Rede war. Krieg und Nachkriegswirren hatten es mit sich gebracht, daß sie nicht einmal dies zu deuten wußten. Auch am Heiligabend war Herta schon in aller Hergottsfrühe durch den neugefallenen Schnee zum Schebschen Berg gestapft, wo die anderen Waldarbeiter, alles Männer, schon um ein helles Feuer versammelt waren. Mit Arbeit wurde es an diesem Tag denn auch nicht viel, weil dauernd die Wodkaflasche kreiste, die die Männer richtig fröhlich stimmte. Sie redeten Herta zwar zu, auch einen Schluck zu trinken, aber sie lehnte ab, weil sie mit halbleerem Magen in den Wald gekommen war und den Alkohol bestimmt nicht vertragen hätte. Schon am frühen Nachmittag bestimmte der polnische Vorarbeiter, daß es Feierabend sei und man ging auseinander. Herta stapfte durch den tiefen

Schnee zum Hermannshof, wo es in einer Schonung junge Fichten gab, von denen sie eine als Weihnachtsbaum abhaute und mit nach Hause nahm. So kam sie dort erst bei Anbruch der Dämmerung an und mußte zu ihrer großen Bestürzung von einem großen Unglück erfahren, das sich in der Zwischenzeit zugetragen hatte.

Christa und ihre um ein Jahr jüngere Schwester Monika hatten sich auf Mutters Geheiß zur Jassener Mühle aufgemacht, die hinten in den Wäldern bei Wobbrow gelegen war, um dort einen Beutel Roggen, den Herta von einem mildtätigen Bauern bekommen hatte, gegen Mehl einzutauschen, von dem sie, so gut und so schlecht es möglich war, Kuchen backen wollte. Jetzt erfuhr sie, daß Angehörige der berüchtigten polnischen Geheimpolizei UB den beiden auf dem Rückweg auf der Lupow-Brücke bei Wobbrow das Mehl abgenommen und sie außerdem noch als "Niemcy" übel beschimpft und ihnen sogar Schläge angedroht hatten. Da standen nun ihre fünf Sprößlinge in der Stube, heulten buchstäblich Rotz und Wasser und Herta, von der schlimmen Nachricht überrumpelt, heulte im ersten Impuls verzweifelt mit. Was sollte nun werden? Womit sollte sie ihren Kindern jetzt eine kleine Weihnachtsfreude bereiten? Aber welche Mutter von fünf Kindern darf sich schon gehenlassen, wenn es darauf ankommt, für die Familie zu sorgen? Sie faßte sich wieder, wischte die Tränen fort und überdachte ihre Situation. Ausreichend hatte sie im Augenblick bloß noch Kartoffeln im Keller, und das bedeutete immerhin, daß sie nicht hungern mußten. Salz war auch noch ein bißchen da, zwar bloß rotes Viehzalz, aber daran waren sie ja längst gewöhnt. Schade nur, daß es mit dem Kuchen nun nichts wurde ...

Dann begann sie, gemeinsam mit ihren Kindern den Weihnachtsbaum aufzustellen und ihn mit dem zu schmücken, was noch vorhanden war. Da es eine Tanne war, die bis zur Decke reichte, fiel es nicht weiter auf, daß die Glasspitze fehlte. Sogar ein paar angeschlagene Kugeln hatten sich noch eingefunden, und Monika zauberte auch noch einige Äpfel herbei, die sie, stetig gegen Hunger und Gier ankämpfend, bis dahin im Keller aufbewahrt hatte. Als Christa dann auch noch ein paar Streifen Lametta auf die Äste hängte, sah der Weihnachtsbaum noch ganz manierlich aus.

"Jetzt koch' ich erst mal Kartoffeln zum Abendbrot", entschied Herta daraufhin und ging in die Küche, deren Fensterscheiben dick zugefroren waren. Sie machte im Herd Feuer und setzte einen Topf Kartoffeln auf, wobei ihr unablässig dicke Tränen über die Wangen liefen. Wie anders hatte sie doch die Heiligabende in ihrer Heimatstadt Stettin in Erinnerung! Als die Kartoffeln kochten, kehrte sie in die Stube zurück und sah erst mal nach ihren beiden Kaninchen und den drei Hühnern, die sie über alle Wirren hinweg

gerettet hatte. Die Art der Unterbringung war teils wegen der bitteren Kälte und teils wegen der Diebe notwendig geworden. Abermals erschrak sie bis ins Mark, als sie feststellte, daß die drei Hähnchen nicht in ihrem Verschlag waren. Als sie sich entsetzt an ihre Kinder wandte, konnten diese sie jedoch beruhigen und Herta mußte zum erstenmal an diesem Tag herzlich lachen, weil die drei Hennen nämlich im großen Weihnachtsbaum aufgefliegen waren und von dort aus mit runden Augen auf sie herunter sahen.

Christa war gerade dabei, die letzten drei Kerzenstümpfe anzuzünden, und der kleine Klaus sah ihr mit großen Kinderaugen aufmerksam dabei zu, als draußen vor dem Fenster Schritte im Schnee vorbeiknirschten und sich ziemlich rasch auf die Haustür zubewegten. Miliz! schoß es Herta da entsetzt durch den Kopf, und die weit aufgerissenen Augen der ältesten Mädchen verrieten, daß sie dasselbe dachten. Es wäre ja nicht das erstemal gewesen, daß Männer mit weiß-roten Armbinden abends auftauchten und sich an ihrer armseligen Habe bereicherten, ganz zu schweigen von ihren Anzüglichkeiten. Die Schritte verhofften an der Haustür einige Augenblicke, dann knarrte die Tür und jemand kam durch den Flur heran. Herta hielt den Atem an, als die Stubentür aufging und in ihrem Rahmen keine Miliz, sondern ein Weihnachtsmann erschien. Jawohl, ein richtiger Weihnachtsmann mit Bart, Kapuze und fallendem Mantel. Er brummte etwas Unverständliches, bewegte sich dann zum Weihnachtsbaum und legte ein Paket nieder. Danach verschwand er ebenso unvermutet, wie er gekommen war. Herta kam erst wieder richtig zu sich, als die knirschenden Schritte irgendwo in der Nacht verstummt waren. "War das ein richtiger Weihnachtsmann, Mama?" fragte die kleine Angelika neugierig. Herta antwortete nicht, sondern hob gespannt das in Zeitungspapier gewickelte Paket auf und faltete es auseinander. "Mein Gott!" entfuhr es ihr da. Und noch einmal: "Mein Gott! Aber das ist ja Fleisch! Und Butter ist auch dabei!"

Sie sah sich hilflos nach ihren Kindern um. Treffend druckte es die kleine Bärbel aus, die leise sagte. "Das hat uns bestimmt der liebe Gott geschickt." "Ja, Kinder, das kommt bestimmt vom lieben Gott".- sagte Herta mit tränenerstickter Stimme. Sie glaubte plötzlich wieder an das Gute im Menschen, aber auch daran, daß Gott in kritischen Lagen bestimmt hilft und keinen verläßt.

Wie froh sangen sie aller später "O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" - und wie gut schmeckten ihnen die Pellkartoffeln mit Salz in der großen Vorfreude auf den Festtagsbraten am Weihnachtstag. Denn in einer der finstersten Stunden hatte der liebe Gott auch sie jenen Stern sehen lassen, der einmal den Weisen zu Bethlehem geleuchtet hatte.

[Erstveröffentlichung: Die Pommersche Zeitung 23.12.1989 (Titel: "Das Geschenk des lieben Gottes am Heiligabend")]